

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 121 (2001)

Artikel: Zur Baugeschichte des Hauses zum Schneggen
Autor: Ulrich, Conrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Baugeschichte des Hauses zum Schneggen

Was man zumindest bis nach dem Zweiten Weltkrieg als die «Grosse Bauperiode Zürichs» benannte, jene der 1860er und 70er Jahre, hat der Stadt wohl die notwendige Erschliessung für den anschwellenden Verkehr gebracht, aber auch, da noch nicht grosszügig genug geplant wurde, in ihre alte Substanz tiefe und zum Teil unnötige Lücken geschlagen. Vieles an guten und interessanten Bauten ist beseitigt worden und erst der Beginn des Weltkrieges von 1914 vermochte die allzu muntere Abbruchfreudigkeit einer gegenwarts- und zukunftsgläubigen Generation zum Stillstand zu bringen. Ihre Pläne und Bauten hatten Rennwegtor, Kornhaus, Fraumünsterkloster, Oetenbacher-Gegend, bis und mit Schipfe und Lindenhof eingeebnet oder für tiefgreifende Änderungen vorgesehen. Nur die Quaianlagen und die sie begleitenden Gebäude wie Stadttheater, Tonhalle und andere oder das Industriequartier wurden auf Brachland gebaut – in allen anderen Fällen ersetzte man Altes. Sicher war es ein Problem, eine mittelalterliche Altstadt der aufstrebenden Wirtschaft und dem Verkehr, welchen diese brachte, anzupassen. An Schonung wurde kaum gedacht, denn der Historismus stellte sich gerne an neuen Bauten dar und war selten bereit, Echtes und Altes, in unseren Augen oft Besseres, zu bewahren.

Dass der Bahnhof freier Zufahrten bedurfte, war unbestritten, eine dritte fahrbare Brücke über die Limmat musste zwischen dem heutigen Central und dem Bahnhof geschlagen werden; der rechtsufrige Quai entlang der Limmat gewann dadurch stark an Bedeutung. In Etappen war er seit den 1820er Jahren bis zum heutigen Bellevue

ausgebaut worden. Einen Engpass allerdings hatte man sozusagen übersehen, das wenige Meter breite Nadelöhr unterhalb des Rathauses, zwischen der mittelalterlichen Metzg und der Wache von 1825, welches bei wachsendem Verkehr Gefährten, Reitern und Fussgängern entschieden zu wenig Raum liess.

Die Eigentümer der Häuser zwischen den Einmündungen von Marktgasse und Stüssihofstatt in den Quai ahnten, dass die Tage ihres ungetrübten Besitzes gezählt seien. Dies betraf auch die Gesellschaft der Schildner zum Schneggen, der das nördlichste Haus dieser Zeile gehörte. Sie kann ihre Geschichte bis in die 1380er Jahre zurückführen, ist also kaum ein halbes Jahrhundert jünger als die Zünfte und bestand, ohne je eine staatsrechtliche Funktion innegehabt zu haben, immer als private Vereinigung neben diesen. Ihre ursprüngliche «Stube» hatte sie im Haus zum «Schnegg», welches zwischen der Marktgasse und der Metzg, das heisst auf dem Areal der heutigen Museums-gesellschaft lag. Dass der Hausname später auf die Gesellschaft überging, war ein nicht unüblicher Vorgang. Von 1400 bis 1694 war der «Schneggen» im rechten Winkel an das damalige Rathaus angebaut, was die einflussreiche Stellung des Kreises belegt. Als das Rathaus in seiner heutigen Form nach 1694 neu erbaut wurde, schien es beinahe, als ob das Ende des Schneggen als Gesellschaft gekommen wäre. Der Rat wies den «Schildnern» das bisherige Haus der Bogenschützen zu, die ihre militärische Bedeutung längst gegen ein sportlich-geselliges Dasein getauscht hatten. Dieses Haus am Eingang zur Stüssihofstatt war eher klein und wegen eines Lagers der Gerber im Erdgeschoss recht unerfreulich; der Schneggen nahm sich denn auch drei Jahre Zeit, bis er die Offerte des Rates akzeptierte. Dank Umbauten und später einer grundlegenden Restauration durch David Morf 1750 war es der Gesellschaft doch zu einem besonders «lieben Heim» geworden, wie beim Abschied betont wurde.

Rund 160 Jahre war der Schneggen in seinem nunmehr dritten Haus beheimatet gewesen, als er sich, nach 1860, erneut von der Tatsache bedroht sah, sein «Heim» zu verlieren. Das Protokoll vermerkt am 24.9.1860, dass durch die bevorstehende Erweiterung der Strasse bei der Metzg der Schneggen «bedeutend abgeschrotet, vielleicht für die Gesellschaft unbrauchbar werden könnte». Man begann, sich nach einem geeigneten Sitz umzusehen und hörte, dass wegen eines Todesfalles das Haus zum «Wilden Mann» zu kaufen sei. Es lag an der Unte-

ren Zäune, in der ehemaligen Junker-Gegend, und war, um 1617 erbaut, unzweifelhaft eines der am schönsten ausgestatteten Privathäuser seiner Zeit. Dass ein möglicher Ankauf gut geprüft wurde, belegen die Pläne im Archiv der Gesellschaft, auf denen auch mögliche Anpassungen eingetragen sind. Ein Bewahren dieses Kleinods, dessen späteres Schicksal bedauerlich ist, hätte eine Gesellschaft von der Art des Schneggen locken sollen, aber dem standen zwei Gründe entgegen: Der «Wilde Mann» hatte keine wesentlich grössere Grundfläche als der bisherige Schneggen, allerdings mehr Stockwerke, und war auch in der Einteilung wenig geeignet. Aber, was schwerer wog: er lag nicht im Mittelpunkt der Stadt, als deren gesellschaftliches Zentrum man sich damals noch empfinden durfte. Diese Überlegungen führten dazu, dass die Gesellschaft mit allen Mitteln am Standort ihres gegenwärtigen Hauses festhalten wollte. Dass dieser gegenüber der einstigen, der privilegiertesten aller Lagen am Rathaus, bereits ein Abstieg gewesen war, hatte man seither verwunden.

Eine spätere Episode war das Angebot, den «Rüden» zu erwerben, den die «adlige Stube», der das Haus ohne Beteiligung der bürgerlichen Constaffel gehörte, im Zuge erster Auflösungserscheinungen abtreten wollte. Im Zeitpunkt, als sich diese Möglichkeit bot, befand sich der Schneggen in der entscheidenden Phase der Vorbereitungen für seinen Neubau, sodass ein Zurückbuchstabieren aus Gründen von eingegangenen Verpflichtungen, aber auch des Prestiges und wohl auch aus der Freude am Gestalten von etwas Neuem nicht mehr möglich erschien. Zudem stellte man fest, dass der Ankauf und die dringende Restauration des «Rüden» ebenfalls beachtliche Mittel verschlingen würden, und das Resultat nicht dem entspräche, was man sich von einem Neubau erhoffte. Schliesslich wird auch erwähnt, dass von Seiten der Stadt Absichten geäussert worden seien, den «Rüden» zu Gunsten des Quais zu verkürzen oder ihn gar zu beseitigen, was den Schneggen nur wenige Jahre später wieder vor Neubausorgen hätte stellen können. 1878 ging das Haus an die Stadt über, die adelige Constaffel, das «Stübli», löste sich 1879 auf.

Der Bauplatz

Wenn die Gesellschaft wegen Herkommen und Bedeutung im Zentrum des Alten Zürich angesiedelt bleiben wollte, hiess es, den angestammten Platz nicht nur zu verteidigen, sondern auch zu erweitern. Um nun die zu erwartenden Geschäfte des Landerwerbs und eines Neubaus sachgemäss zu erledigen, wurde durch die Gesellschaft eine Baukommission gebildet, deren Präsident der Historiker Georg von Wyss (1816–1893) wurde, und der weiter die Herren Hauptmann Konrad Stockar-Orell (1802–1888), Kaufmann, Conrad Escher-Usteri (1818–1905), Kaufmann und Fabrikant, Hans Jakob Escher-Escher (1819–1886), Kaufmann und Fabrikant, und Major Arnold Vögeli-Bodmer (1826–1915), Major und Architekt, angehörten.

Die Baulinie des neuen Quais war so vorgesehen, dass der grösste Teil des alten Grundstückes dem Strassenbau geopfert werden musste. Als anfangs April 1862 das städtische Baukollegium sein Ersuchen um Abtretung des Hauses an die Gesellschaft richtete, war bereits klar, dass man wohl den für die Strasse notwendigen Baugrund, niemals aber das ganze Grundstück herzugeben bereit sei.

Wollte man sich an einen würdigen Neubau wagen, wurde weiterer Baugrund benötigt. Südlich an den alten «Schneggen» stiessen die «Goldene Waage» und der «Schweizerdegen» an, die beide Frau Barbara Huber-Rordorf gehört hatten und nun an ihren Sohn, den Seidenfabrikanten Rudolf Huber-Zundel (1808–1883) übergegangen waren. Huber hatte 1845 im Riesbach das an der heutigen Zollikerstrasse gelegene Landhaus zur «Vogelhütte» erworben, und scheint sich von seiner Liegenschaft hier leicht getrennt zu haben.

Das südlichste Haus in der Zeile gegen die Esel-, heute Metzgergasse, gehörte den Erben des ehemaligen Stadtpräsidenten Johann Jakob Hess (1791–1857); es war mit dem Hause des Metzgers und Kuttlers Johann Jakob Nägeli durch ein Überbaurecht über die heutige Schneggengasse verbunden, weshalb dieses und das anstossende Haus des Küfers Jakob Hablützel auch erworben wurden. Es ist die Vermutung geäussert worden, dass der schon auf dem Murerplan angedeutete Torbogen über die Schneggengasse auf ein mittelalterliches Stadttor zurückgehe. Weder ist der Ursprung dieses eher seltenen Überbaurechtes belegbar, noch hat sich bisher ein archäologischer Befund

gezeigt, der auf eine Befestigung hindeuten würde; ein letztes Wort in diesen Fragen ist allerdings noch nicht gesprochen.¹ Nur ein Mitglied der Baukommission lehnte die Landkäufe ab, die bestimmende Mehrheit konnte also verhandeln.

Eine Einigung mit der Stadt, die eine Kompensation des abzutretenden Bodens durch solchen der Nachbarliegenschaften vorsah, wurde durch deren Baukollegium abgelehnt. Eine andere Gruppe einflussreicher Leute um die Erben Hess, man spricht von einem «grossen Etablissement», hätte gerne die Absicht des Schneggen durchkreuzt und hoffte, die verschiedenen Teilparzellen für einen Neubau durch eine Auktion vorteilhaft an sich zu bringen. Um das zu verhindern, bot der Schneggen Huber-Zundel für seine Liegenschaften den Preis von Fr. 153'000.– an, den die Stadt um Fr. 24'000.– unterschritten hatte. Solange Huber der Stadt noch «im Wort» war, konnte er den Verkauf nicht abschliessen, tat dies aber in dem Augenblick, als am 23.10.1862 die Frist abgelaufen war. Nach kurzem Protest der Stadt trat sie wenige Tage später in Verhandlungen mit der Gesellschaft ein und sicherte ihr den Rest der Hessschen Liegenschaft zu.

Was das «Hinterland» östlich der Schneggengasse betrifft, so schienen sowohl Nägeli als Hablützel und Huber-Zundel, der Miteigentümer war, verkaufswillig zu sein. Bis zum Jahresende 1862 war das Areal, welches für einen Neubau benötigt wurde, zumindest durch Verträge gesichert, wenn auch noch nicht im vollen Eigentum der Gesellschaft. Bedenkt man, dass für den Neubau des Gesellschaftshauses, neben dem bisherigen Schneggen, fünf Nachbarhäuser angekauft werden mussten, kann man ermessen, dass es sich für damalige Verhältnisse um ein mutiges Unternehmen handelte.

Dass auch das damalige Recht einem Nachbarn zahlreiche Möglichkeiten bot, sich gegen einen missliebigen Neubau zu wehren, bekam der Schneggen deutlich zu spüren. Der Schankwirt Heinrich Bölsterli, Besitzer des Hauses zum «Tanzforst», welches bergseits an den geplanten Bau anstösst, reizte alle Mittel aus, um wegen einer gemeinsamen Brandmauer den Schneggen zu hohen finanziellen Leistungen zu veranlassen. Mehrere Expertisen über den Zustand seines Hauses und dessen Gefährdung durch das Einrammen von Pfählen,

¹ Wolfgang Naegeli, Die bauliche Entwicklung der Stadt Zürich, Zürich 1960.

den Abbruch der anstossenden Häuser usw. fielen weitgehend zu Gunsten des Schneggen aus. Dieser liess sich bei den jeweils notwendigen Gerichtsverhandlungen von Kantonsfürsprech Eduard Meyer (Hirschen) vertreten, der auch als Gast an der Einweihung genannt wird. Bölsterlis Vorgehen hatte gewisse Bauverzögerungen zur Folge, aber das Ergebnis aller Demarchen war für ihn recht bescheiden. Eine Spur dieses nachbarlichen Hin und Her ist noch heute am Hause ablesbar, da die umstrittene Mauer offenbar rasch und nicht in der üblichen Stärke aufgeführt wurde.

Der andere Nachbar, Johann Caspar Lohbauer, seines Zeichens Buchbinder und Papeterist, musste wegen der Grösse des Neubaus sein Haus zum «Schwarzen Hammer» (heute Restaurant «Taube»), welches aus der Flucht der neu disponierten Schneggengasse hervorragte, «abschroten», das heisst zurücksetzen. Auch er wusste seinen Vorteil zu wahren, blieb aber immer im Rahmen des Korrekten und wurde einer der ersten Mieter im Neubau. Ihn finden wir sogar unter den offiziellen Gästen der Einweihungsfeier.

Unter dem 3.6.63 liess Stadtingenieur Arnold Bürkli der Gesellschaft den neuen offiziellen Grundplan zukommen, der von der Kommission eingehend geprüft wurde und zu ihrem Erstaunen «erhebliche Mängel» aufwies, die besprochen werden mussten und nach einer Woche behoben waren.

Man gewinnt den Eindruck, dass die Baukommission, durch die Umstände gedrängt, sich gezwungen gesehen hatte, Landkäufe und vertragliche Sicherungen in Eile zu betreiben und dass ihr nun ein Marschhalt gelegen kam, bei dem sie die finanziellen Verpflichtungen überblicken und ordnen konnte. Ankäufe und städtische Entschädigungen für abgetretenes Land gegeneinander aufgerechnet ergaben Kosten von Fr. 223'000.–. Die geschätzten Baukosten für das Haupthaus beliefen sich auf Fr. 250'000.– und jene für das Hinterhaus auf Fr. 47'000.–. Eine Hypothek von Fr. 155'000.– zu 4% war zu errichten, weitere Fr. 350'000.– in bar waren zusätzlich zu beschaffen – in der damaligen Zeit höchst beachtliche Summen für eine Gesellschaft von 65 Mitgliedern, über deren «Reichtum» wir nur mutmassen können, da die Steuereinschätzungen wesentlich weniger rigoros waren als heute. Die nahezu gleichzeitig erstellten Nachbarbauten der Museumsgesellschaft und der Fleischhalle kosteten ohne Land Fr. 230'000.– und Fr. 260'000.–.²

Die Verantwortlichen konnten von der Annahme ausgehen, dass «der Wert des Grundeigentums im Stadtzentrum sich immer vergrössern werde» und waren überzeugt, dass ein «Unternehmer, der als Spekulant baut», die nötigen Fr. 300 000.– bei Dritten ohne weiteres finden würde. Über die Entwicklung der Mietzinsen machte man sich angesichts der guten Lage keine Sorgen.

Gerechnet wurde in diesem Zeitpunkt noch mit den Einnahmen aus einem «grossen» Projekt, das hiess: ebenerdiges Ladengeschoss, Entresol, das Hauptgeschoss mit den Räumen der Gesellschaft und ein weiteres Geschoss mit Wohnungen.

Aufgrund dieser Kalkulationen gelangte man an die Gesamtgesellschaft und bot ihr Obligationen zu 4% an. Partizipationsscheine wurden als problematisch erachtet, da dann neben den eigentlichen Mitgliedern als zweites Rechtsinstitut eine Partizipantengesellschaft entstehen würde, was zu Antinomien zwischen beiden Gruppen führen könnte, ähnlich den soeben bei der adligen und der bürgerlichen Constaffel beobachteten. Für die Obligationen sah man eine besondere Regelung für den Fall vor, dass sie durch Erbschaft in fremde Hände gelangen würden. Die erste Tranche von 20% der Anleihe wurde auf Martini 1863 einbezahlt.

Bereits als es um den Verbleib der Gesellschaft an erster Lage ging, haben wir gesehen, dass sie mit einem gesunden Selbstbewusstsein auftrat, welches sich auch beim Planen für den Neubau entsprechend äussert: Als im Verlaufe des 18. Jahrhunderts einige Zünfte, Schuhmachern, Safran, Zimmerleuten und allen voran die Meisen repräsentative Häuser errichtet hatten, stand der Schneggen, aus welchen Gründen immer, bescheiden zurück. Nun fühlte er sich dazu aufgerufen, ein Gesellschaftshaus zu konzipieren, das denen der Zünfte nicht nachstehen durfte! Die Säle sollten Bedeutung für gesellschaftliche Anlässe haben, weshalb das Innere des Hauses wichtig sei, besonderes Gewicht wurde aber auf das Äussere gelegt, das eine Zierde der Vaterstadt werden müsse und man war sich einig, dass «etwas Ganzes und Rechtes» zu bauen sei. Noblesse oblige!

² Dr. Conrad Escher, Die grosse Bauperiode der Stadt Zürich in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, Zürich, o. J. S. 63, Angabe zu den Kosten der Fleischhalle; Bürkli-Kalender auf das Jahr 1867, Angabe zu den Kosten der «Museumsgesellschaft», ohne Landpreis.

Die Wahl des Architekten

Die Zürcher Baugeschichte nennt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nur wenige ausgeprägte Architektenpersönlichkeiten. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts änderte sich das Bild rasch: auf Hans Caspar Escher aus dem Felsenhof folgen die Architekten aus der Familie Stadler, unter denen Ferdinand (1813–1870) als der begabteste für eine Aufgabe wie den Schneggen sicher geeignet gewesen wäre; ebenso hätte man Johann Jakob Breitingen, Johann Caspar Wolf, Julius Stadler oder Wilhelm Waser, um nur sie zu nennen, berücksichtigen können. Arnold Vögeli kam, als Mitglied der Gesellschaft, nicht in Frage, arbeitete aber in der Baukommission mit. Ferner wären damals im Umkreis des noch neuen Polytechnikums auch Persönlichkeiten wie Gottfried Semper, Ernst Gladbach, Friedrich Wanner oder der junge Georg Lasius zur Verfügung gestanden, aber dagegen sprach für einige Herren der Baukommission ihre Herkunft: man wollte «keine Deutschen» beiziehen. Dieser Verzicht war ein Akt der Selbstbehauptung gegenüber dem starken ausländischen Druck auf kulturellem Gebiet.

Da im Zeitpunkt der Vergabe des Auftrages für die Pläne «Architekt Stadler noch in Spanien» weilte (man hatte also auch an ihn gedacht), wurde Leonhard Zeugheer (1812–1866) gewählt, der zu den renommiertesten Architekten der Stadt gehörte, und die Qualität seiner Bauten, des Kurhauses in Albisbrunn, des Pfrundhauses, der Neumünsterkirche oder der Villen zur Seeburg und Wesendonck war allgemein anerkannt. «Neben feinem Geschmack für äussere Form verstand er es vornehmlich, das Innere seiner Gebäude mit äusserstem Komfort und Luxus einzurichten».³

Zeugheer entstammte einer musisch begabten Familie der Zürcher Landschaft, die seit 1816 in der Stadt ansässig war. Der Vater war Musiklehrer und liess den Sohn in Frankreich und England, wo der ältere Bruder als Kapellmeister wirkte, zum Architekten ausbilden. Heimgekehrt galt er auf seinem Gebiet als «origineller Kopf».⁴ Bis die Baukommission im Dezember 1862 mit ihrem Auftrag an ihn ge-

³ Zürcher Freitagszeitung, 21.12.1866, zitiert nach H.P. Rebsamen, zum 100. Todestag von Leonhard Zeugheer, in NZZ, 16.12.1966.

⁴ Wilhelm Füssli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein, Zürich und Winterthur 1842, S. 87.

langte, hätte man im Hinblick auf seine herangewachsenen Kollegen diese Qualifikation wohl eher durch «soliden Könner» ersetzt.

Zeugheer erhält ein umfassendes Bauprogramm, welches er vor allem bezüglich der inneren Aufteilung umsetzen sollte, wofür er als Spezialist galt. Während er an den Entwürfen arbeitete, waren auch Arnold Vögeli von der Baukommission und Wilhelm Holzhalb als aussenstehender Architekt am Skizzieren: Vögeli plante den Haupteingang repräsentativ in der Mitte der Längsfront gegen den Limmatquai, Holzhalb verlegte ihn auf die südliche Schmalseite gegenüber dem heutigen «Museum». Beide Herren sahen zahlreiche «Magazine», d.h. Verkaufsläden, im Erdgeschoss vor, wobei der erste das Hinterhaus abtrennte, der andere es in den Gesamtbau einbezog. Zeugheer, dessen erstes Projekt am 30.1.1863 vorlag, sah Eingang und Treppenhaus auf der nördlichen Schmalseite vor, d.h. am Zugang zur Stüssihofstatt. Den Hauptsaal legte er auf die Südseite des Hauses und nutzte für diesen das Überbaurecht über «das Gässli», d.h. den heutigen Bogen über der Schneggengasse.

Es standen also drei mögliche Varianten zur Diskussion. Da man sich weder über die Lage des Eingangs noch über die Funktion des rückwärtigen Hauses zu einigen vermochte, wurde Zeugheer auf den 4.2.1863 zum persönlichen Vortrag eingeladen, der ihm in «interessanter Weise» gelang. Vögeli beharrte auf seiner Idee des Einganges und der Treppenanlage in der Hauptfassade, und der Architekt wurde gebeten, in diesem Sinne neue Pläne zu zeichnen; zudem wurde als korrekturbedürftig an seinem Plan ausgesetzt, dass sich längs der Hauptfassade hauptsächlich untergeordnete Räume befänden, dass der kleine Saal eine geringere Fläche als der im bisherigen Haus habe, und dass der Hauptsaal auf eine Nebengasse schaue. Auch seien die Kommunikationswege für den Betrieb des Hauses zu lang. Am 19. März lag ein zweites Projekt vor, dem aber Zeugheer «selbst nicht hold» sei und an dem «Mehreres» missfiel. Noch hat man für den Eingang in der Hauptfassade Sympathie, aber das «Nebenzimmer» zwischen den beiden Sälen (wegen der Treppenanlage) und die «gebrochene» Treppe gefielen nicht. Die beiden vorhandenen Projekte waren also zu überarbeiten, im ersten sollte der kleinere Saal auf 750 m² vergrössert werden, im zweiten musste die halbrunde Apsis im grossen Saal verschwinden und die Verbindungswege verkürzt werden.

Tags darauf hatte der Präsident der Baukommission, Georg v. Wyss, ein ergänzendes Gespräch mit Zeugheer und empfahl, die Variante des Treppenhauses in der Südfront in Betracht zu ziehen, da sich dadurch verschiedene Ansichten innerhalb der Kommission vereinigen liessen, wozu der Architekt durchaus geneigt schien. Die Dimensionen der Fassade und ihre Proportionen fanden Zustimmung, keineswegs aber die ästhetische Gestaltung in «modern monotonem und charakterlosem» Stil, «wenn man von solchem reden kann». Das dritte Projekt von Zeugheer, vom 31.3.1863, verlagerte wunschgemäss das Treppenhaus auf die Südfront, aber die Verbindungen der Wirtschaftsräume mit den Sälen befriedigten noch immer nicht. Zumindest konnte sich die Kommission auf die neue Lage der Treppe einigen, und dass das Hinterhaus für die Wirtschaftsräume zur Entlastung des Hauptbaues Verwendung finde. Diese Lösung wurde später ausgeführt, wobei die Nebenräume für Bewirtschaftung und Personal im Geist der Zeit etwas allzusehr als «Neben»-Räume behandelt worden sind.

Zwar trauerte man dem Haupteingang am Quai etwas nach, aber «angesichts aller übrigen Vorteile» kann man darauf verzichten. Die Absicht, das Haus eventuell gegen Süden um 7 Fuss zu verlängern, wurde, nachdem die Stadt einen Landpreis genannt hatte, wieder fallen gelassen. Zeugheer wartete mit dem Ausarbeiten, bis die Stadt entschieden habe, was bis zum 7. Mai dauerte. Der Bauplatz wurde endgültig auf 97 1/2 Fuss Länge festgelegt.

Dem Architekten wurde, in vollem Vertrauen auf sein Können, der Auftrag für eine genaue Kostenberechnung erteilt. Man war willens, mit ihm den Bau auszuführen, und hatte dafür die Zustimmung des Vorstands der Gesellschaft schon am 8.4.1863 erhalten.

Ungelöst blieb die Gestaltung der Fassaden, da Zeugheers Ästhetik einstimmig abgelehnt worden war. Dies war, erinnert man sich der Absicht der Gesellschaft, ein für die Stadt würdiges Haus zu errichten, ein Versagen des Architekten und untergrub seine bisher unbestrittene Stellung. Georg v. Wyss muss diese Schwäche Zeugheers vorausgesehen haben, denn im Archiv der Gesellschaft liegen zwei Fassaden-skizzen (Abb. 2 & 3) von Georg Lasius, die bereits vom Juni 1862 datiert sind, aus einer Zeit, als die Wahl des Architekten noch offen war. Anfangs Mai 1863 legte der Präsident der Baukommission die Fassadenrisse von Zeugheer und dessen Projekt für die Treppe Georg

Lasius vor. Dieser war der jüngste unter den erwähnten Deutschen und wurde durch v. Wyss als persönlicher Ratgeber konsultiert, «in der Meinung, dass die Kommission nach Prüfung dieses Projektes entscheide, ob Herr Lasius von ihr aus zur Beratung in Betreff der ganzen Sache neben Herrn Zeugheer beizuziehen und ob beide Herren jetzt schon oder später untereinander diesfalls in Berührung zu setzen seien.» Konfrontationen wurden weitestgehend vermieden...

Die Fassade, das «Antlitz» des Hauses, musste in unmittelbarer Nachbarschaft des Rathauses und der geplanten Neubauten der Museums-gesellschaft und der Fleischhalle dem Selbstverständnis der Gesellschaft voll genügen. Man kann bei Durchsicht der Zeichnungen und der schriftlichen Dokumente nahezu von einem Ringen um die Ästhetik sprechen.

Im Archiv der Gesellschaft und im Nachlass von Georg Lasius lassen sich die verschiedenen Phasen des Gestaltens weitgehend ablesen. Von der nicht genau datierbaren ersten Kontaktnahme zwischen v. Wyss und dem jüngeren Architekten zeugen zwei Entwürfe, von denen der eine entfernt verwandt ist mit der damals als «byzantinisch» bezeichneten Fassade von Gustav Adolf Wegmanns Grossmünsterschulhaus (1850) und auch Venezianisches anklingen lässt (Abb. 2); für den anderen liess sich Lasius durch Vitruv inspirieren (Abb. 3). Jedenfalls wird schon da ersichtlich, dass Lasius ein breiteres stilistisches Spektrum beherrschte als Zeugheer, und späterhin wird sich zeigen, wieviel mehr an Selbstverständlichkeit der Jüngere im Umgang mit der von den Bauherren gewünschten Formensprache der Renaissance hatte.

Georg Lasius (1835–1928), dem in diesem ästhetischen Wettkampf eine entscheidende Rolle zukam, stammte aus Oldenburg und war der Sohn einer Waadtländerin und eines dort ansässigen Architekten. Nach Studien in Hannover kam er 1859 zu Semper nach Zürich und liess sich hier nach einem weiteren Wanderjahre 1862 endgültig nieder. Zwischen 1867 und 1923 war er Professor an der ETH. Der Auftrag, an einem exponierten Bau wie dem Schneggen mitzuwirken, muss für den jungen Mann am Anfang seiner Karriere viel bedeutet haben. Weshalb v. Wyss gerade ihn beizog, ist nicht überliefert, vielleicht konnte er annehmen, dass er sich bei seinen Kollegen gut einführen werde.

Nachdem die ersten drei Projekte von Zeugheer noch immer nicht die ungeteilte Zustimmung der Baukommission gefunden hatten, konnte ihr v. Wyss am 7.5.63 ein Projekt von Lasius, Grundrisse und Fassaden, vorlegen, das sofort «sehr günstig aufgenommen» wurde. Diesen Plänen liegt eine weitere, nun auf sieben Achsen verbreiterte Fassade bei (Abb. 4), durch die Dreieckgiebel über den Fenstern des Hauptgeschosses, die mit Akrotheren bekrönt sind, enthält sie ein ausgesprochen klassizistisches Element, insgesamt sehen wir ein stark gegliedertes, vielleicht etwas zu phantasievoll instrumentiertes frühbarockes Palais, wobei die rustizierte Sockelzone mit Rundbogen und Mezzanin, ferner der Balkon in der Mittelachse des Hauptgeschosses hier erstmals erscheinen.

Nachdem sie von Lasius' Arbeit Kenntnis genommen hatte, beauftragte die Baukommission Zeugheer, der sich nicht drängen lassen wollte, Pläne für das Innere und die Fassaden neu vorzulegen und die Kosten des Gebäudes zu berechnen. Er lieferte daraufhin am 2. Juni, das heisst nach gut drei Wochen, das von ihm als *sechstes* bezeichnete Projekt ab. Aber, auch dieses liess noch immer Wünsche offen, denn es fehlten die Vergrösserung des einen Saals, die Abänderung der Treppe, die Verlegung der Aborte und anderes mehr. Auch lag die Berechnung nicht bei, und eher verärgert interpretierte man sein Zögern dahingehend, dass er dadurch den endgültigen Auftrag erzwingen wolle. Nachdem sich v. Wyss bisher eines äusserst höflichen Tones gegenüber dem Architekten bedient hatte, vermerkt er nun, er möchte die Mängel mit ihm besprechen, «wenn Sie sich dazu gefälligst zu mir bemühen wollen» – bisher pflegte er Zeugheer zu besuchen! Er setzt ihm eine Frist von 14 Tagen an und endet den Brief in «aufrichtiger Hochachtung». Das gleichzeitige Schreiben an Lasius schliesst in «freundschaftlicher Hochachtung» – denn die Kommission konnte gleichzeitig mit dem erwähnten «sechsten» Projekt von Zeugheer über bereits vom Mai 1863 datierte Pläne und eine Kostenberechnung für den Rohbau, die «Schale» des Hauses, von Seiten Lasius befinden. Alles von ihm habe der Kommission «ungemein wohlgefallen» und sie sage ihm dafür «aufrichtigen Dank»: es ist ihm gelungen, die Wünsche der Auftraggeber voll zu erfüllen. Zwar konnte noch nichts entschieden werden, da man insbesondere wegen der Fassadengestaltung auf Zeugheer wartete und die beiden Herren sich noch nie getroffen hatten. Aber eigentlich hatte die Kommission bereits

ihren Weg gewählt, teilte sie doch Lasius mit, dass sie bezüglich der «Anlage der Treppe und Einrichtung des Hauptgeschosses» im «Wesentlichen» seine Grundlage für die Ausführung «adoptieren» wolle und wünschte zugleich die Ermächtigung zum Gebrauch, d.h. zur Übergabe der Pläne an Zeugheer, was Lasius bereitwillig gestattete. Sein im Archiv vorhandener Plan weicht nur in den Nebenräumen wesentlich von der Bauausführung ab. Der vorzügliche Einfall, für die Haupttreppe, die zum Erreichen der Säle Erdgeschoss und Entresol zu überwinden hat, den Raum über dem Torbogen, der die Gasse überspannt, zu nutzen, geht auf Lasius zurück.

Beim Zusammentreffen von Zeugheer und v. Wyss werden deutliche Formulierungen verwendet wie: der Architekt nehme sich der Sache nicht mit Liebe an, er «diplomatisiere» und die Kommission verliere Zeit mit seinen «Künsteleien», er befände sich auf dem falschen Weg, wenn er sich den Auftrag so sichern wolle. Nachdem der Architekt sich dagegen verwahrt hatte, dass man ihm Termine wie einem «Schulbuben» ansetze, gab er zu, dass er des Auftrages sicher sein wollte. Dann erwähnt v. Wyss, dass er ihm die Treppenhausentwürfe von Lasius vorgelegt habe; was die Fassaden betrifft, so können wir dies, wenn wir die Weiterentwicklung betrachten, höchstens vermuten.

Am 27. Juni liegt ein korrigiertes Projekt von Zeugheer vor, in welchem er alle Kritik und die zusätzlichen Anregungen von Lasius, insbesondere wohl die Treppenföhrung, verarbeitet hatte. Für das Innere sind die Pläne «wirklich vollkommen geeignet», und es wird festgestellt, dass man in dieser Phase stehen bleiben könnte und es soll nun alles der Gesellschaft als dem entscheidenden Organ vorgelegt werden.

Zeugheer hat auch zwei Fassaden geliefert, die eine mit einer Bogenstellung, die das Entresol miteinbegreift (Abb. 5), und eine weitere mit Stichbogen im Erdgeschoss und Pilastern durch zwei Stockwerke (Abb. 6), wie v. Wyss vermerkt. Der Wechsel von Segment- und Dreieckgiebeln über den Fenstern des Hauptgeschosses nimmt ein typisches Element der römischen Renaissance auf und zitiert in vereinfachter Form das Rathaus. Dadurch, dass diese beiden Entwürfe bei v. Wyss erwähnt sind, ist ein weiterer aus dem Juni datierter (Abb. 7) derjenige, der zum sogenannten «sechsten Projekt» gehört. Alle Entwürfe von Zeugheer zeigen flächige Fassaden, den Rückgriff

auf Elemente der Münchner Schule, man ist an Klenze und das nun von der Bauherrschaft nicht mehr als zeitgemäss erachtete Biedermeier erinnert (vor allem Abb. 5). Die südliche Seitenansicht des Hauses (Abb. 8) zeigt neben der Haustüre die Idee, das Hauszeichen von 1750 hier anzubringen, was dann nicht zur Ausführung gekommen ist.

Am 1.7.1863 folgt ein weiterer Entwurf (Abb. 9) von Zeugheer: er will, wie v. Wyss festhält, an den Stichbogen über den Magazinen festhalten, da sonst Entresol und Hauptgeschoss zu hoch zu liegen kämen, was eine Verlängerung der Treppen ergeben würde.

Trotz der vielen Entwürfe veranlasst das weiterhin ungelöste Problem der Fassaden die Herren v. Wyss und Vögeli, eine Verbindung der Ideen von Lasius und Zeugheer zu skizzieren, und dieser soll nun einen Entwurf machen, der den «Unterbau des lasiusschen Entwurfes mit dem Oberbau mit einfachen Fenstern (nicht Doppelfenster) verbinde.... Dies war der Ausgangspunkt der fernerer Versuche und des zuletzt befriedigenden Projekts» (30.8.63). Die erwähnten Doppelfenster waren ein Merkmal des ersten Entwurfs von Lasius gewesen, aber wir bezweifeln, dass es sich bei der Grundlage für diesen Auftrag an Zeugheer noch immer um diesen Entwurf (Abb. 4), gehandelt habe und vermuten, dass uns eine Zwischenphase nicht erhalten geblieben sei.

Zeugheer liess sich Zeit; er weilte in Kissingen zur Kur und trat erst anfangs September wieder in Aktion, um den Baugrund untersuchen zu lassen und weiter an den Fassaden zu arbeiten. Heimgekehrt musste er wieder gemahnt werden, und jene Mitglieder der Baukommission, die ihn seinerzeit empfohlen hatten, übten nun herbe Kritik an ihm. Vermutlich aber war seine Gesundheit schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr befriedigend, er musste sich auch Ende Januar 1864 krank melden und überlebte die Einweihung des Hauses 1866 nur um wenige Monate. Am 17. Oktober legte er einen weiteren Fassadenentwurf vor (Abb. 10), mit dem er den Geschmack der Auftraggeber traf: hier fand nun endlich der gewünschte Rundbogen, vom Entresol getrennt, Verwendung, auch der Mittelbalkon von Lasius ist übernommen. Die beiden Seitenfassaden, welche Zeugheer nachlieferte, hätten Änderungen im Innern des Geschosses über den Sälen bedingt, was akzeptiert worden wäre und ein Beleg dafür ist, wie sehr man

geneigt war, für einen repräsentativen Bau von Aussen nach Innen zu bauen.

Vorsichtshalber nahm der Präsident nochmals mit Lasius Kontakt auf damit auch er dem Entwurf Zeugheers seinen Segen erteile; nur die auch nach unserem Empfinden etwas überreichen Fensterbekrönungen schienen ihm verbesserungsbedürftig. Diese weitere Überarbeitung veranlasste den Architekten, seine Pause des Palazzo Costa an der Via del Borgo in Rom hervorzusuchen, dessen Fassade vom berühmten Baldassare Peruzzi (1481–1536) (Abb. 11) herrührt. Auf den 6.12.1863 ist sein neuer Entwurf datiert, in dem er Zeugheer modifiziert und vor allem beim Hauptgeschoss und dem zweiten Obergeschoss das römische Vorbild zitiert (Abb. 12). Der Empfang dieses wichtigen Blattes wird bei v. Wyss nicht besonders erwähnt, aber es regt das Kollegium am 8.12. zur Erklärung an: Da der Schneggen «allein» dank Lasius «zu einer ansprechenden Fassade» gekommen sei, deren «wesentliche Gedanken ... die seinigen» seien, sende sie ihm eine Gratifikation von Fr. 500.–, ein Lob, welches ihm im folgenden Jahr, bei Erhöhung der Zahlung, bestätigt wurde; in diesem späteren Zeitpunkt konnte man bereits von der «Grundlage des ausgeführten Baues» sprechen. Lasius seinerseits dankte verbindlich und fügte bei: «Ich bin jederzeit gerne bereit, nach meinen Kräften im vorkommenden Fall der löblichen Gesellschaft fernerhin dienlich zu sein», was auch bald benützt wurde (12.12.63).

Seit dem 29. Juni 1863 lag nun auch eine Berechnung Zeugheers vor, die ohne das Pfählen des Untergrundes, ohne Skulpturarbeiten und Dekorationen der Säle, bereits Fr. 315'000.– erreicht, während die Bauherrschaft nach wie vor von einer Bausumme von Fr. 260'000.– ausging. Trotz dieser massiven Überschreitung teilte v. Wyss, offensichtlich von möglichen Einsparungen überzeugt, dem Baukollegium der Stadt mit, dass der Grundriss, die innere Einteilung und die Konstruktion nun vorlägen; das Fassadenprojekt werde später eingegeben. Im Namen des Schneggen schreibt er unter dem 10. Juli 1863, dass die Gesellschaft gedenke «auf dem uns zugehörenden Boden längs der neuen Quaistrasse, dem hinterwärts gelegenen Gässchen und den unserer Gesellschaft gehörenden Grundflächen des ehemals Nägelischen und ehemals Hablützelschen Hauses (No. 467 und 475) ein Gebäude aufzuführen, wovon der eine Teil längs der Strasse ein Rechteck von 98 Fuss Länge auf 37 1/2 Fuss Breite einneh-

men, der rückwärts gelegene Teil an das Haus des Herrn Bölsterli und den von der Grossen Hofstatt herunterkommenden Ehgraben anstossen, beide Teile aber durch ein Mittelstück (wesentlich Treppenhaus) zusammenhängen würden, unter welchem ein Bogendurchgang in das zwischen ihnen liegende, von Herrn Lohbauers Häusern (No. 474 und 473) nordwärts ausmündende Gässchen führen soll». Noch immer ohne genaues Wissen um die Baukosten werden der Gesellschaft Pläne und Fassaden für den neuen Schneggen gezeigt und der Zeugheerbau unter Lasius'schem Einfluss scheint gesichert.

Als dann endlich, am 13. Dezember 1863, der Kostenvoranschlag von Zeugheer eintrifft, verändert sich die Situation für den Neubau erheblich: zwar vermutete der Architekt, dass sich bei der Ausführung desselben ein «Namhaftes» einsparen lasse, aber auch dann lagen die angegebenen Fr. 350'000.– weit über ein Drittel höher als erwartet! Mit bemerkenswerter Beweglichkeit wurde nun die ganze Planung von der Kommission neu überdacht und das dritte Stockwerk, die Wohnungen über den Sälen, gestrichen. Zwar verringere sich dadurch der Ertrag an Mietzinsen, aber auch das Baukapital und dessen Sollzinsen würden dadurch reduziert.

Die Reduktion des Gebäudes um ein Geschoss verlangte nach einer weiteren Neugestaltung der Fassaden; ästhetisch meinten alle Beteiligten, die neue Aussenansicht des Hauses verantworten zu können, und Jahre später bemerkt ein Kunsthistoriker: «Es war nun freilich ein Glücksfall, dass die Höhe des Gesellschaftshauses sich auf das Erdgeschoss und Entresol und ein einziges hohes Hauptgeschoss beschränken durfte, was der grossen und klaren Einheit des Fassadensystems zustatten kam».⁵ Aus Zeugheers Reaktion auf diesen Entscheid ist Missvergnügen zu spüren: er zeigt sich ablehnend gegenüber dem Berechnen einer möglichen Verringerung des Bauvolumens, da er die Ersparnis für zu klein halte und nur etwa mit Fr. 40–45 000.– rechne. Immerhin entwirft er eine Fassade für den einstöckigen Bau (Abb. 13), die sich, bei gewissen Vereinfachungen, eng an Lasius' Vorbild hält (Abb. 12) und anschliessend auch von diesem begutachtet werden soll. Die Frage, ob das Haus mit einem flachen oder einem Walmdach gedeckt werde, wird nirgends berührt. Trotz mässig guten Erfahrungen mit Flachdächern gehörte dies offenbar in die ästhetischen Ent-

⁵ Schweizerische Bauzeitung, Bd. 92/7, 18.8.1928.

scheidungen der Architekten. Lasius' Entwürfe zeigen immer mehr oder weniger stark geneigte Schrägdächer, so auch sein am 16.2.1864 abgeliefertes endgültiges Projekt (Abb. 14), aufgrund dessen die Bauherrschaft beschliessen konnte, dass das Haus endgültig mit den Fassaden von Lasius erbaut werde. In einem Nekrolog auf den Architekten muss der Autor 1928 den weit entfernt vom Historismus lebenden Lesern vergangene Zeiten in Erinnerung rufen: Lasius sei erfolgreich durch die Schule Sempers gegangen und habe sich beim Schneggen «zu seinem Lehrer bekannt, der soeben (1858) in Zürich am vielbewunderten Bau des Polytechnikums den Stil der italienischen Renaissance nicht ohne einen guten Zuschuss von nachwirkendem biedermeierlichem Klassizismus eingeführt hatte».⁶

Überschaut man die verschiedenen Entwürfe, so fällt einerseits Zeugheers Neigung auf, die Sockelzone, das Ladengeschoss, zu niedrig und das Hauptgeschoss als Piano nobile zu hoch zu konzipieren; andererseits ist zu beobachten, wie der von fern an Industriebauten erinnernde Spätklassizismus Zeugheers, der dem Flachen und der Horizontale den Vorzug gibt, verdrängt wurde durch die damals modernere, wesentlich lebendigere, stark profilierte und die Vertikale betonende «Renaissance» von Lasius.

Bereits im Januar 1864 hatte man Zeugheer mitgeteilt, dass seine Pläne für Kontrollberechnungen an Sachverständige wie Bürkli, Baumeister Diener, Bauunternehmer Fehr und Architekt Stadler gegeben würden, was noch nicht hindert, dass Zeugheer gegenüber der Stadt als «unser» Architekt bezeichnet wird. Immerhin möge er für die Fundamente des Baues besorgt sein, da das Frühjahr rasch näherrücke, bei der Ausschreibung aber sei Locher & Co. nicht zu berücksichtigen, da ihm gegenüber das Vertrauen fehle... Es wird der Baukommission ergehen wie mit dem deutschen Architekten: so wie sie auf Lasius zurückgreifen musste, wird auch Locher zum Zuge kommen!

Das in diesem Zeitpunkt, anfangs Februar 1864, einsetzende Intermezzo um den Erwerb des «Rüden» haben wir erwähnt: die Planung des Neubaues war so weit, dass man unmittelbar vor der Fundamentierung stand, das Baukollegium der Stadt hatte alle Pläne genehmigt und Lasius zeichnete an einer Fassade für den niedrigeren Bau. Dass unter diesen Voraussetzungen der einmal eingeschlagene Weg fortge-

⁶ ebenda.

setzt wurde, kann nicht erstaunen – die Identifikation mit dem Neubau war bestimmend.

Die Ergebnisse der Kontrollberechnungen trafen ein, und nachdem Zeugheer den Plan für die Fundamente geliefert hatte, konnte beschlossen werden, dass das Haus «einstöckig» zu bauen sei; der Kostenrahmen solle sich nach wie vor um Fr. 250'000.– bewegen, was eine Versammlung der Gesellschaft bestätigte.

Nach einiger Bedenkzeit erklärt Zeugheer, er könne den Bau nicht unter Fr. 295'000.– ausführen, es würde auch «durch die begonnene Baute der Verkaufshalle (Fleischhalle) gegenüber» die Ausführung des Schneggen erschwert werden und von Vereinfachungen wollte er nichts wissen. Darüber habe er zu v. Wyss «geradezu lächerliche Bemerkungen» gemacht – offenbar habe er die Ansicht, die Gesellschaft sei «in seiner Hand». Mit dieser Haltung hatte der Architekt entschieden zu hoch gepokert und die verärgerte Baukommission hielt sofort Umschau nach einem Architekten, der den Bau übernehmen könne. Es scheint, dass Zeugheer unter den fünf Verantwortlichen nur noch einen ernsthaften Verteidiger hatte. Es wurde ihm deutlich die Enttäuschung des Schneggen mitgeteilt, da er auf die Bedingungen der Baukommission und ihre Überzeugung, dass der Bau mit «Modifikationen» für einen wesentlich tieferen Preis ausgeführt werden könne, nicht eingegangen sei – worauf der Architekt sich doch wieder bereit erklärte, Reduktionen vorzunehmen und die Akten nochmals verlangte.

Bereits am 16.3.1864 übergab man «Adolf Brunner, Sohn, Architekt im Seefeld», (1836–1909) die Unterlagen für einen Voranschlag. Brunner war, gerade 27jährig, wie v. Wyss bemerkt, nach vielversprechender Ausbildung aus Paris heimgekehrt und man muss den Mut der «konservativen» Herren beachten, die sowohl mit Lasius wie mit Brunner ausgesprochen jungen Mitarbeitern das Vertrauen schenkten. Brunners Vater war Zimmermeister; der Sohn besuchte die Industrieschule, war dann bei Bauinspektor Wolf tätig und hospitierte am neuen Polytechnikum. 1858 ging er zur weiteren Ausbildung nach Neuenburg und von da nach Paris, wo er im Umkreis von Viollet-le-Duc, einem Papst des Historismus, arbeitete. Der französischen Schule verbunden, kehrte er im Herbst 1863 nach Zürich zurück und gründete bald mit seinem Bruder Fritz ein Architekturbüro. Manche gewichtigen Bauten der Zeit bis anfangs des neuen Jahrhunderts

stammen von Brunner. Er galt als zurückhaltend und völlig zuverlässig, was ihm Georg von Wyss auch bestätigen wird.⁷

Am Osterdienstag, 29.3.1864, eigentlich ist v. Wyss im Begriff zu verreisen, trafen bei ihm die beiden Voranschläge des bewährten «Star-Architekten» und des «Aufsteigers» ein: der Unterschied der errechneten Summen ist beachtlich. Während Zeugheer bei Fr. 270'375.– stand, kam Brunner, eingeschlossen die Gasbeleuchtung, auf Fr. 226'945.–, er ist rund 16% billiger als sein Konkurrent. Eine Ersparnis, die der Schneggen, nachdem der Bauplatz eher teuer erworben worden war, gut gebrauchen konnte. Brunner sah vor, das Haus bis Ende 1864 unter Dach zu bringen und bis zum Herbst 1865 vollendet zu haben. Man hat den Eindruck, die Baukommission habe aufgeatmet.

Das Baugespann konnte am 8. April 1864 durch Zimmermeister Arter errichtet werden, am 15. erschien die Bauausschreibung im «Tagblatt» und die Einsprachefrist lief bis zum 29. April. Bis dahin hatte auch die Gesellschaft beschlossen, dass der Bau mit den Fassaden von Lasius und dem Grundriss von Zeugheer, auf den Lasius, wie wir gesehen haben, auch einigen Einfluss genommen hatte, gebaut werden solle. Adolf Brunner wurde dafür der «Übernehmer», für den Innenausbau des Hauses aber war er der «ausführende Architekt». Die archivierten Aufzeichnungen gehen mit Lob im allgemeinen äusserst sparsam um, daher liest man über den jungen Brunner gerne, dass «wir der ... Dienstleistungen unseres Architekten ... nur mit voller Anerkennung gedenken. Begabung, Einsicht und Geschmack, Gewissenhaftigkeit im Rat und bei der Ausführung, ... stete Bereitwilligkeit, auf alle Wünsche der Baukommission einzugehen, hat (ihn) uns recht wert gemacht. Wir denken, ihm gereiche unsere Baute zu wahrer Ehre.»

Gleichzeitig mit der Übergabe des Auftrages an Brunner erhielt Leonhard Zeugheer Ende April 1864 seinen Abschied, der damit begründet wurde, dass Brunner «unter unseren eigenen Berechnungen» geblieben sei, die Differenz sei «bedeutend» und weiter heisst es, man bitte ihn, «über die Arbeiten, mit welchen wir Sie bemüht, uns gefälligst Rechnung stellen zu wollen». Der Empfänger dieser schmerzlichen und vielleicht doch unerwarteten Absage quittierte sie mit ausdauerndem Schweigen.

⁷ Schweizerische Bauzeitung, Bd. 54/19.

Nach Ablauf der Einsprachefrist konnte der Bauplatz vorbereitet werden: Die Stadt hatte begonnen über der Limmat, entlang dem neuen Quai, durch Stadtbaumeister Ludwig Hanhart die Fleischhalle zu erstellen und dafür Baumaterialien auf dem Platz des Schneggen zu deponieren. Nun wurde sie zur Räumung aufgefordert, und um, wie einst beim Umbau des alten Schneggen 1750, den Schutt und den Aushub per Schiff wegzuführen, wurde unterhalb der Fleischhalle ein provisorischer Steg angelegt. Bald konnte der Präsident der Baukommission in seinen Notizen in Rot eintragen, dass am 9. Mai 1864 der erste Spatenstich erfolgt sei.

Der Hausbau

Nach dem 9. Mai 1864 kommt ein anderes Tempo in Georg v. Wyss's Notizen zur Baugeschichte. Zwar sind mit den Nachbarn noch mancherlei Ärgerlichkeiten auszustehen, aber ein wichtiger Teil der Vorbereitung war geleistet, besonders nachdem sich die Probleme mit den Architekten befriedigend hatten lösen lassen und die Hauptverantwortung bei Adolf Brunner lag. Erst als der Innenausbau des Hauses aktuell wurde, war die Baukommission wieder häufiger gefragt. Noch herrschten Unsicherheiten wegen der Baulinie und dem Niveau-punkt, auch verhandelte man um die Lage von Sockel und Lisenen, für die der «Bauherr» (der noch gebräuchliche alte Titel für den Vorsteher des städtischen Baudepartementes) dann bestimmte, dass sie 2 Zoll, d.h. 6 cm, hinter der Baulinie anzubringen seien. Die behauenen Steine für diese Partie des Hauses hatte Steinmetz Winter im Seefeld zu liefern. Am 30. Mai wurde, im Süden beginnend, der erste Pfahl für den tragenden Rost eingerammt, eine laute und für die Anwohner auch wegen der Erschütterung unangenehme Prozedur, die auch sogleich den querulierfreudigen Nachbarn Bölsterli auf den Plan rief. Das Rammen dauerte rund drei Wochen (bis 23.6.), aber die von Bölsterli vermuteten, vielleicht auch erhofften, Schäden an seinem Haus blieben aus... und wenn es ihm gelungen wäre, ein Verbot zu erreichen, hätte man auf zwei fehlende Pfähle verzichten können. Der Rost konnte also fertig gestellt werden. Die etwa 210 durchschnittlich 4 m langen Pfähle und der Rost lagen, wie bei den westfälischen

Wasserburgen, immer unter Wasser.⁸ Wie nahe das Wasser der Limmat für die Häuser am Fluss noch immer war und wie schnell es hoch stehen konnte, zeigt der Bruch eines Wehrs oberhalb der Wache, der für drei Tage die Bauplätze der Fleischhalle und des Schneggen unter Wasser setzte. Am 16. Juli konnten die ersten Sockelsteine versetzt werden und nach einem Monat, am Knabenschiessenmontag, wurde der unterste Stein über dem Sockel des südwestlichen Eckpfeilers (Ecke Metzgergasse/Limmatquai) als Grundstein mit Dokumenten versehen. An diesem kleinen Ereignis nahmen die Baukommission, Architekt Brunner, Steinmetz Widmer, Baukontrolleur Helen und ein zufällig vorübergehender Mitschildner Teil.

Mittlerweile war auch der Bau des rückwärtigen Hauses in Angriff genommen worden, gegen den Bölsterli prompt ein Bauverbot bewirkte. Eine Expertise fand keinen Grund für Massnahmen und der Nachbar musste einstweilen klein begeben.

Das Haus wuchs erfreulich rasch: im September standen alle Bögen des Erdgeschosses (Abb. 16). Ende des Monats waren die Fenster des Entresols im Bau und bis zum Oktoberende konnte schon die Platte des Balkons in der Hauptfassade gelegt werden – das Niveau des Bodens der Säle ist erreicht (26.X.). Als «Tragsteine» des Balkons wurden vier Bocksköpfe vorgesehen, für die der betagte Landschaftsmaler Jakob Heinrich Huber-Keller (1787–1870) die Modelle angefertigt oder vermittelt hat. Inwiefern Lasius auf ihre Gestaltung Einfluss genommen hat, ist unsicher, aber zu vermuten.

Mit dem Ausformen der vier Balkonkonsolen als Bocksköpfe bekräftigte man einmal mehr den direkten Zusammenhang der Gesellschaft mit den «Böcken von Hohenkrähen»: Diese sagenumwobenen «Helden» des alten Zürichkrieges waren im Laufe des 17. Jahrhunderts durch Chronisten zu den eigentlichen Vorfahren des Schneggen erklärt worden, weshalb auch das unrichtige Gründungsjahr 1444 auf der Nordseite des Hauses angebracht worden ist. Die Gesellschaft, die einer solchen Heroisierung wahrhaftig nicht bedurft hätte, liess sie sich gerne gefallen, bis dann 1874 ein auswärtiger Historiker nach eingehendem Quellenstudium das Sagengeschpinst unsanft zerriss. Nachdem festgestellt war, dass die «Böcke» eine kurzlebige kriegerische

⁸ Zur Erinnerung an die 27. Jahresversammlung des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins, Zürich 1877, S. 105.

Vereinigung aus Wil (SG) und die Helden auf der Burg Hohenkrähen bei Singen eine zweifelhafte Rotte von Wegelagerern gewesen waren, wendete man sich wieder ganz der Schnecke als dem angestammten, namengebenden Wappentier zu.

Zwischen dem 11. Oktober, als das Niveau der Säle erreicht war, und dem 21. November 1864 entstanden, dank bester Witterung, das Hauptgeschoss und der Dachstuhl; das Haus war eingedeckt (Abb. 16 & 17). Damit war der Georg Lasius zugefallene Teil des Hauses vollendet und sein Werk veranlasste noch Jahrzehnte später den Kunsthistoriker Josef Zemp zum vielleicht etwas überhöhten Lob: «Der Schneggen ist eines der edelsten Zürcher Bauwerke, nicht nur in den Formen, sondern auch im Geist der klaren Hochrenaissance». Weiter erwähnte Zemp die «eigene künstlerische Empfindung und Gestaltungskraft (von Lasius) in der harmonischen Schönheit der Verhältnisse und der feinen Vorsicht der plastischen Profilierung».⁹ Auch der Überbau über die Gasse war in Vollendung begriffen und vor Jahresende war das Haus gegen aussen abgeschlossen. Eine kleine Aufrichtefeier durfte nicht fehlen, an der von den Architekten nur Brunner teilnahm.

Seit dem Absagebrief vom Aprilende hatte die Baukommission von Zeugheer nichts mehr gehört und dieser wurde nun, um den 20. Dezember, aufgefordert, er möge «beförderlich» seine Rechnung einreichen. Mitte Januar 1865 traf sie ein und belief sich auf Fr. 3'700.–, was ungefähr dem Jahresgehalt eines Universitätsprofessors entsprach und als angemessen empfunden wurde.¹⁰ Zeugheer verrechnete seine von «Dezember 1862 bis zum Februar 1864 gemachten Skizzen, Projekte und Ausführungspläne mit detaillierten Ausmassen und Kostenberechnungen». Mit einem Dank für seine Leistung wurde die Forderung sofort beglichen. Ebenso wurden auch Lasius weitere Fr. 300.– als «Gratifikation» ausgerichtet – es scheint, dass ein letzter Zeugheerbefürworter die Höhe der Summe reduzierte.

Brunner hatte sein Versprechen, den Bau bis Ende 1864 unter Dach zu bringen, eingelöst und nun begann für die Baukommission die Arbeit an den Details: Fensterläden, Gitter, Aussentüren und sofort wollten besprochen sein. Es handelt sich um Aufträge, die nahezu alle

⁹ siehe Anm. 5.

¹⁰ Gagliardi, Geschichte der Universität.

an einheimische Handwerker vergeben wurden. Bereits beschäftigte man sich mit dem Vermieten der «Magazine»; die sieben Bögen wurden einzeln abgegeben und die Büros im Mezzanin separat vermietet. Schon damals musste man sich mit den Reklametafeln der Mieter an der Fassade befassen, weil sie die Ästhetik des Hauses empfindlich zu stören drohten!

Die Gesellschaft war also darauf vorbereitet, dass die Geschäftsräume des Hauses wesentlich früher betriebsbereit würden als die im Ausbau arbeitsintensiveren Säle. Immerhin konnte die Baukommission am 19. Dezember 1864 eine erste Sitzung im Entresol des neuen Schneggen abhalten.

Der Innenausbau

Da sich die Schildner zum Schneggen als einzige alte Zürcher Gesellschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts ein neues Haus erbauten, gehören dessen Räume zu den seltenen der Stadt, die unverfälscht den damals blühenden Stil des Second Empire bewahrt haben. Es muss die Herren der Baukommission gelockt haben, im neuen Haus einen Rahmen für gesellschaftliche Anlässe zu schaffen, wie es ihn so in der Stadt noch nicht gab. Der Aussenbau in seiner «semperschen» Renaissance hatte, sei es im Polytechnikum oder in Privathäusern, durchaus schon Parallelen, aber festliche Räume, wie sie sich hier dekorieren liessen, bestanden noch kaum, weder in den Zunfthäusern, im Casino, oder der alten Tonhalle, allenfalls in einem der Hotels. In damals errichteten Privathäusern dürften Salons im ähnlichen Stil bestanden haben, die aber, mit Ausnahme des «Platanenhofes», längst wieder verschwunden sind. Im Falle des Schneggen gesteht die Baukommission, «hingerissen durch das Bestreben, möglichst Schönes zu leisten, die Grenzen republikanischer Einfachheit um einige Linien überschritten zu haben». Paris wurde in jenen Jahren durch Baron Haussmanns «Urbanisierung» grundlegend umgestaltet; Napoleon III. hatte den Louvre grosszügig ausgebaut, Garniers Oper war im Bau und die Rothschilds hatten soeben mit Schloss Ferrières sich und dem Zeitgeschmack ein Denkmal gesetzt. So entschloss man sich auch beim Schneggen für ein Dekor, das keinen Zusammenhang mit der einheimischen Tradition hatte, dessen Stilrichtung von Paris ausging

und etwas Theatralisches, Operettenhaftes, ja sogar, was gerade dem Schneggen sehr fern lag, etwas Parvenuhaftes an sich hatte, wie dies dem Zweiten Kaiserreich von seinen zeitgenössischen Kritikern gerne vorgeworfen wurde.

Die gewählte Dekoration ist nicht bloss durch Abbildungen inspiriert und dann nachgeahmt, sondern man bezog verschiedene und wichtige Elemente direkt von Paris. Dies ist der engen Verbindung des kürzlich heimgekehrten Adolf Brunner mit französischen Firmen und deren Geschmack zu verdanken. Zwar können wir dank der archivierten Notizen das Entstehen der Innendekoration zeitlich, kostenmässig und auch nach Lieferanten mitverfolgen, aber sie lassen keinerlei Programm der Baukommission erkennen. Man will einen hellen, grösseren Saal, einen intimer gehaltenen kleineren Saal, und erst verhältnismässig spät wurde, im Sinne eines gesellschaftsbezogenen Schmuckes, bestimmt, dass das Vorzimmer einen Fries mit den Wappen der gegenwärtig im Schneggen vertretenen Familien erhalten solle. Sonst liess man sich offensichtlich von Brunner, der nun ja voll in seinem Amt als «leitender Architekt» war, führen. Seine Vorschläge waren ganz auf der Höhe der Zeit. Dadurch, dass «Modern-Sein» damals hiess, sich für einen leicht abgewandelten alten, bewährten Stil zu entscheiden, fiel es auch einem konservativeren Kreis nicht besonders schwer, geschmacklich mit seiner Zeit zu gehen.

Mit der Inneneinteilung des Saalgeschosses hatte man sich intensiv beschäftigt, auch mit dessen Erschliessung, die unabhängig von allen anders genutzten Teilen des Hauses bleiben sollte, damit sich das gesellige Leben der Gesellschaft von der Welt der Verkaufsläden und Büros getrennt abspiele. Diese Voraussetzungen waren erfüllt und entsprachen dem gewünschten repräsentativen Ablauf des Geschehens im Hause: Haupttreppenhaus, Vorraum, Vestibule, Vorzimmer, dann der kleinere Saal und als Höhepunkt der grössere «weisse» Saal, die beide, ohne die vorgenannten Räume zu berühren, von der Küche aus bedient werden konnten.

Ein erstes Mal war, Ende Juni 1864, während die Pfähle in den Baugrund gerammt wurden, vom Innenausbau die Rede und zwar sollten die zukünftigen Säle nicht einzeln, sondern durch eine Art Zentralheizung, dem «System Ledru» beheizt werden, wie dies im Foyer des Aktientheaters, in der Grossmünsterkapelle und im Clubhaus auf dem Baugarten in Betrieb sei. Schon früher war von einer eigentli-

chen «Centralheizung» die Rede gewesen, ein Gedanke, den man rasch wieder fallen liess. In der gleichen Sitzung wurde auch beschlossen, dass die «alte Schnecke» im Treppenhaus anzubringen sei, da sie aus «architektonischen Gründen» nicht neben die Haustüre, wo sie auf einem Entwurf Zeugheers skizziert ist (Abb. 8), passen würde. Es handelt sich dabei um die Türbekrönung vom Vorgängerhaus, die man im März 1863 sorgfältig ausgebaut und aufbewahrt hatte. Am neuen Ort, auf dem ersten Treppenabsatz, wurde diese Schnecke am 4.8.1865, beim Betreten des Hauses gut sichtbar, angebracht. Das dekorative ehemalige Hauszeichen war beim Umbau von 1750 als «Wappen in Stuck, welches mit Schnörggeln geziert, 6 Schuh lang und 3 Schuh hoch» von Antoni Däniker geliefert worden.

Als dann der Rohbau Mitte November 1864 vor der Vollendung stand, beschäftigte sich die Kommission intensiv mit dem Innenausbau, ohne zu ahnen, dass dieser Bauabschnitt wesentlich mehr Zeit beanspruchen werde als angenommen worden war. Vorerst waren es die Magazine, für deren Böden nun doch die Firma Locher zugezogen werden musste; ferner wurden sie für die Beheizung mit einzelnen Öfen ausgestattet, und wo nötig, sollten eiserne Wendeltreppen für interne Verbindungen angebracht werden. Spezielles Glas, sogenannte «Glaces», wurde für die Schaufenster, später für die Säle vorgesehen, in den Nebenräumen begnügte man sich mit Doppelglas. Ebenso waren die, heute verschwundenen, Gitter in den Bogenlunetten gegen den Quai eleganter gestaltet als die restlichen. Für die Verschlussläden der Geschäfte wurde ein «Monopolpreis» verlangt, da sei nochmals zu verhandeln! Die Jalousien für die Saalfenster wurden dann in Paris bestellt.

Nach längerer Kälte im März trat plötzlich Frühlingswetter ein, was die Bauarbeiten erleichterte, und am 12. Mai 1865 konnte der erste Laden des Hauses eröffnet werden.

Nachdem im November ein erstes Mal die Saaldecke besprochen worden war, brachte Architekt Brunner im Mai die Entwürfe für die Dekoration beider Säle mit. Der kleinere sollte getäfelte Wände erhalten. Der Firma Hörbst übergab man die Gipsarbeiten für die Decken zur Ausführung, da aber ihre Preise als etwas hoch befunden wurden, sollte nach Konkurrenten in anderen Städten gesucht werden. Allenfalls könnten auch Decken und Täfelungen aus dem Kloster Rheinau angekauft werden, welches drei Jahre zuvor aufgehoben

und nun einem zerstörerischen Umbau zur Heilanstalt unterzogen wurde. Zum Glück für die Einheitlichkeit des Schneggen, zum Unglück wohl für das Kulturgut, wurde von einem Kauf abgesehen. Nachdem Brunner für den grossen Saal einen «reicheren» und gefälligeren Entwurf zeigte, wurde dieser, wenn möglich ohne Mehrkosten, vorgezogen. Allenfalls wäre für die Stukkaturen an «Cartonpierre» zu denken, eine formbare Masse, die so präpariert war, dass sie als Stein- oder Gipsimitation verwendet werden konnte. Da Stuck ohnehin nicht mehr von einem Meister à jour geformt, sondern aus der Form geklatscht wurde, konnte man vollends zum «Pastiche» Zuflucht nehmen. Nachdem die «Unterzüge der Decke... noch mit einem Ornament aus Gips bekleidet» wurden, einigte man sich, dass Hörbst die Decke des weissen Saales zu Fr. 2960.– anfertige und dass die Firma Huber frères aus Paris die «Dessus de portes» in Cartonpierre liefere. Es sind dies die zwei anmutigen Puttenpaare über den Türen des Saales, und die Bekrönungen der Türen des kleineren Saales.

Die Wandverkleidungen wurden diskutiert: der lange Saal, das Sitzungszimmer und das Vorzimmer erhielten hohe Täfelungen aus Hartholz, der Korridor wurde mit Tannenholz verkleidet (verschwunden) und der grosse Saal, soweit nötig, ebenfalls.

Oberhalb der Täfelungen seien Tapeten anzubringen: im langen Saal wurde «grün und gold» ausgesucht, im Sitzungszimmer ein «grades», vermutlich gestreiftes, schlichteres Muster. Dazu passend waren die Vorhänge zu bestimmen, die in Farbe und Charakter, nicht aber als Material, überdauert haben. Bei der Auswahl, die erst nach Vollenendung der Malerarbeiten erfolgen sollte, wäre ratsam, wenn auch Damen anwesend wären – es scheint, dass es beim guten Vorsatz geblieben ist. Im langen Saal wurden «Drapperien von schwerem Stoff» in grün mit braunen Streifen durch Tapezierer Scherrer angebracht, dasselbe wurde für das Sitzungszimmer ausgesucht. Im weissen Saal sollten die Vorhänge aus weissem, bestickten Tüll hergestellt werden, welcher aus St. Gallen oder Appenzell zu beziehen war.

Die Malerarbeiten spielten in einem Bau von damals eine grosse Rolle: die Decke des weissen Saales bot farblich und mit den Vergoldungen wenig Probleme. Arbeitsintensiver war diejenige des grünen Saales, die mit den Strukturen verschiedener Hölzer in «faux-bois» ausgeführt wurde, eine kunstgewerbliche Leistung, die bei der vorla-

geetreuen Restauration von 1964 nochmals beobachtet werden konnte. Hier sind die Wände mit Boiserien und Tapeten versehen, während sie im grossen Saal mit zum Teil vergoldeten Stuckmedallions geschmückt und auf Hüfthöhe mit Arabesken bemalt und vergoldet wurden. Die gleichen Muster sind auch auf und über den drei Flügeltüren angebracht. Zum Schutz der Malerei auf den Lambris wurde bereits im November 1866, wie in einer Ballettschule, eine Messingstange montiert. Monatelang, vom 8.2. bis zum 16.6., man sprach von einer Geduldsprobe, war Maler Erber mit diesen Arbeiten beschäftigt und musste im langen Saal und im Treppenhaus anfangs Juni Farbkorrekturen anbringen. Dass er sich beim Offertstellen gründlich verrechnet hatte, wurde ihm angesichts der schönen Leistung verziehen.

Im Sitzungszimmer ist der Wappenfries in Arbeit, für den Deckenspiegel hatte man im Nachlass von Johann Martin Usteri nach Motiven aus der Sage von den Böcken gesucht. Da sich nichts fand, sollte da ein «von Wolken umsäumter Himmel» angebracht werden. Bei der Erneuerung von 1964 setzte man, ohne das Vorhandene zu tangieren, die Decke auf Fensterhöhe herunter, um dem Raum die kaminartige Wirkung zu nehmen.

Die Parkette für die ganze Etage wurden in Interlaken bestellt, da eine Solothurner Firma in den Läden unbefriedigend gearbeitet hatte.

Für die Auswahl wichtiger Dekorationsstücke scheint Brunner jederzeit die richtigen Pariser Kataloge zur Hand gehabt zu haben: Das Cheminée für den langen Saal fand man in schwarzem Marmor bei «Veuve Lebrun, marbrier». Die Spiegel über dem Kamin und für den grossen Saal lieferte ebenfalls Huber frères. Eine Konkurrenzofferte bei der «Glaces-Fabrik Mannheim» ergab, dass diese keine entsprechenden Rahmen lieferte und zudem lag der Einfuhrzoll aus Deutschland wegen des Zollvereins höher als der für Frankreich. Für die drei Spiegel des weissen Saals wählte man Louis XV-Bekrönungen, wobei die des mittleren mit einem «etwas bedeutenderen Kopfstück» versehen ist, der Kaminspiegel im langen Saal zeigt den Stil Louis XIV – der heutige Beschauer erkennt in allen Ornamenten vor allem das reine Second Empire!! Als die Spiegel in Zürich eintrafen, wanderten einige Herren eigens auf den Bahnhof, um deren Zustand zu kontrollieren – umsonst hatte man sie nicht für den Transport versichert. Anschliessend konnten sie an den Wänden montiert werden.

Wegen der unter die Spiegel des weissen Saales benötigten Konsolen wurde ein weiteres Mal Huber frères angefragt, da die Firma «sehr geschmackvolle Zeichnungen» geliefert hatte. Es wurde ein Stück in rohem Holz bestellt, welches durch Meister Vögeli zu vergolden sei. Die beiden weiteren Konsolen liess man, ungeachtet eines eventuellen Urheberrechtes, in Zürich, wo sie billiger waren, kopieren.

Am 29. Januar 1866, noch beinahe im Rohbau, konnten die «Stubenjungfern Rahn», die Hausbesorgerinnen, ihre Wohnung im neuen Hause beziehen und eine Woche später waren sie bereits in der Lage, aus ihrer Küche für eine Sitzung der ganzen Gesellschaft, die im nahen «Rüden» stattfand, die nötigen Fastnachtsküchlein zu backen. Sie waren eifrige Beobachterinnen des Geschehens, frühzeitig fiel ihnen auf, dass der Geruch der Aborte besser abzuleiten sei. Für erste Sitzungen stellten sie ihre Zimmer zur Verfügung. Eifrig waren die Schreiner in den Sälen tätig, noch immer waren die Gipser da und Hafner Bodmer setzte Herd und Öfen auf. Schritt um Schritt ging der Ausbau weiter, der Kamin aus Paris konnte Mitte Februar ein erstes Mal angefeuert werden. Zur gleichen Zeit wurde der alte Hausrat, den man vor dem Auszug in den «Wollenhof» an der Schipfe (heute Heimatwerk) ausgelagert hatte, per Schiff durch vier Mann in anderthalb Tagen ins neue Haus zurückgebracht.

Mit der Beschaffung neuen Mobiliars ist man vorsichtig: Für den langen Saal wurden die 36 Sessel «von grüner Moquette» weiterverwendet, welche die Gesellschaft besass. In den grossen Saal will man 20 Sessel, 4 Fauteuils und zwei Kanapees anschaffen, um die sich der Stubenmeister zu bekümmern hatte. Zählt man die Sitzgelegenheiten zusammen, so scheinen an den Anlässen jeweilen nur rund 60 Personen teilgenommen zu haben. Auch die Tische wurden bei einheimischen Handwerkern bestellt. Die damals angeschafften Möbel sind nur noch zu kleinen Teilen vorhanden; sie mussten zwischen den beiden Weltkriegen weitgehend ersetzt werden.

Da seit Mitte der 50er Jahre eine Gasfabrik am Platzspitz bestand und die nötigen Leitungen im neuen Quai vorhanden waren, wurde für das Haus Gaslicht vorgesehen. Auch die Beleuchtungskörper wurden aus Pariser Modellen ausgesucht, insbesondere da die deutschen und englischen, welche die hiesige Fabrik anbot, keineswegs billiger waren. Auf den Preis hatte die Baukommission zu achten, denn schliesslich bestand ein Budget, das wenn möglich nicht allzusehr

überschritten werden durfte – die Antinomie zwischen den wachsenden Kosten und dem Willen, «etwas Rechtes» zu schauen und auszustatten, war stets vorhanden! Bisher war der Ausbau bereits um Fr. 2300.– teurer als geplant, und allein das Verlegen der Gasleitungen verzehrte rund Fr. 2000.– von den Fr. 3000.–, welche für die Beleuchtung vorgesehen worden waren.

Für die Leuchter und Wandarme in den beiden Sälen – es wurden für die beiden Räume insgesamt 43 Flammen benötigt – sind die Muster, welche angeboten wurden, äusserst verlockend gewesen, und die Firma La Carrière & Cie wurde ihr Lieferant, in den übrigen Räumen kam das Zürcher Gaswerk zum Zug. Leuchter und Wandarme des grossen Saales sind vergoldet, im grünen bronziert und nur in einzelnen Teilen vergoldet, die restlichen Beleuchtungskörper sind nur bronziert. Anfangs Juli konnten die Kronleuchter aufgehängt und am 7. Juli auch angezündet werden: im helleren der beiden Säle war das Licht «schön und genügend», im dunkleren «zu gedämpft, da tun Wandleuchter noch sehr not!» Die Lampen des Gaswerkes waren aus- gesucht und gleich montiert worden. Eine vollständige Beleuchtungs- probe, es erinnert ganz an eine Theateraufführung, erfolgte anfangs August und fiel zu voller Befriedigung des Vorstandes aus, der dafür erstmals im Sitzungs- oder «Wappen»-Zimmer zusammenkam. Alle wichtigen damals gelieferten Beleuchtungskörper stehen, allerdings längst (1908) elektrifiziert, noch in Gebrauch.

Im Laufe des Spätsommers füllten sich die Räume mit Möbeln und schmückendem Beiwerk und allenthalben wurde letzte Hand ange- legt: da wurde ein sicherer Schrank für die Becher in eine Wand ein- gelassen, eine Handspritze war anzuschaffen, Giesser Wehrli in Uster muss wegen der Beschläge an der Haustüre – Bocksköpfe – gemahnt werden undsoweiter. Nun konnten auch die Schildnertafeln im grü- nen Saal angebracht werden und an dessen Decke die beiden «Hänge- stücke» aus dem 17. Jahrhundert. Es sind dies zum Teil wappenge- schmückte Bocksköpfe; der eine von ihnen wurde damals als «Sym- bolum» der Gesellschaft bezeichnet. Maler Erber restaurierte vor allem die Wappen Meyer v. Knonau und Schultheiss vom Schopf.

Die Baukommission war nun so weit, dass sie das eingerichtete Haus als übergabereif bezeichnen durfte, und ein Datum für die offi- zielle Einweihung des Baues konnte nunmehr festgelegt werden.

Am 25. Oktober 1866 versammelten sich die Mitglieder der Gesellschaft, Vertreter der Stadtregierung, der Nachbarschaft und die drei Architekten zum festlichen Anlass: Gärtner Fröbel hatte das Haus mit Blumen dekoriert, Confiseur Sprüngli fertigte kunstvolle «Surtout de table» mit Böcken, einem Modell des Hauses und anderen Emblemen an; es wurde mit einem beachtlichen Weinkonsum gerechnet, standen doch für die rund 60 Gäste 128 Flaschen bereit: Champagner von Julius Mumm in Reims, Piesporter, Château Lafite, Haut-Sauternes und anderes mehr. In Vertretung des Obmanns, alt Bürgermeister Conrad von Muralts, dem seine 87 Jahre eine Teilnahme am Fest nicht mehr erlaubten, durfte Georg von Wyss, der den Bau von Anfang an begleitet und das Meiste zu seinem Gelingen beigetragen hatte, diesen seinem Zweck übergeben. «Das Ziel, welches wir erstrebten... ist erreicht», sagte er in seiner Ansprache, «ein neues, stattliches und bequemes Haus ersetzt uns die liebe alte Wohnung... Ein jedem kunstsinnigen Auge erfreuliches Denkmal schmückt Zürich; sein Entstehen hat die Behörde vermocht, das gegenüberliegende öffentliche Gebäude [Fleischhalle] im Äussern reichlicher als beabsichtigt auszustatten; es hat auf den Entschluss der uns benachbarten Museumsgesellschaft wesentlich fördernd eingewirkt. Der Mittelpunkt der Stadt, an dem sich Zürichs wichtigste Erinnerungen knüpfen, das in seinem altertümlichen Gewand so schöne Rathaus, erfreut sich einer würdigen Umgebung, wie sie bisher mangelte». Aus dieser Gruppe von Neubauten wurde 1962 die Fleischhalle herausgebrochen. Dadurch, dass sie das am wenigsten geglückte der drei Gebäude war, ist der Verlust leichter zu verschmerzen: während Schneggen und Museum einheitliche Fassaden zeigen, versuchte der Architekt bei der Fleischhalle Elemente der Romanik und der Renaissance zu vereinigen, schloss den Bau durch einen seltsam kirchlichen Chor ab und bekrönte ihn mit einer kaum motivierten Kuppel.

In seinem Rechenschaftsbericht geht Georg von Wyss erneut darauf ein, dass seinerzeit beschlossen worden sei, das Haus «nach den Plänen der Herren Lasius und Zeugheer» zu errichten, und dass Adolf Brunner für den Rohbau ausführender und für den Ausbau leitender Architekt gewesen sei.

Es gibt wohl kaum ein anderes Zürcher Gebäude, dessen Planung und Bau einem sozusagen unfreiwilligen Team von drei Architekten anvertraut wurde, was auch zur Folge hatte, dass in historischen

Arbeiten das Werk je nach Autor dem einen oder anderen unter ihnen zugesprochen wird. Daher lag uns daran, die durch von Wyss festgestellte Reihenfolge der Architekten und weshalb sie sich ergeben hatte, anhand der Baudokumente nachzuzeichnen und klarzustellen. Im allgemeinen wird die Leistung Zeugheers im Zusammenhang mit dem Schneggen stark überschätzt. Weder der Nachruf auf Brunner noch der auf Lasius in der Schweizerischen Bauzeitung¹¹ erwähnen für den in beiden Lebensläufen wichtigen Schneggen überhaupt noch die Mitwirkung Zeugheers.

Die seit 1866 bis heute mit dem Haus verbundenen Mitglieder der Gesellschaft haben dieses benützt und gepflegt, aber nicht im engeren Sinn als «Denkmal» empfunden: im Laufe der Jahre wurde manches modernisiert, so etwa die Küche (1930); die Ladengeschäfte und ihre Nebenräume mussten verschiedentlich erneuert werden – aber alles ohne je die wertvolle Substanz von Fassaden, Treppenhaus und Sälen zu tangieren. Dieses Ensemble hat auch jene Jahrzehnte zu überdauern vermocht, in denen Jugendstil und Neue Sachlichkeit die Sympathie für Häuser des Historismus und vor allem für die Innendekoration des Second Empire hatten schwinden lassen. Als sich jedoch 1964 eine grundlegende Restauration des Saalgeschosses aufdrängte, wurde darauf geachtet, soweit als irgend möglich den originalen Zustand zu erhalten oder wiederherzustellen, um das Haus im Sinne der Erbauer nachfolgenden Generationen hinterlassen zu können.

Anmerkung

Alle zwischen Anführungszeichen gesetzten Stellen, ferner Daten, Namen usw. sind dem Archiv der Gesellschaft entnommen.

1 Fuss = 30 Centimeter; 1 Fuss = 10 Zoll = 100 Linien.

(Herkunft der Bildvorlagen: 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 20 Archiv Schneggen im Staatsarchiv; 11, 14 Archiv des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH; 15, 16, 18 Baugeschichtliches Archiv Zürich; 17, 19 Privatarhiv; 21–24 Foto Eberli)

¹¹ Siehe Anm. 5 und 7.

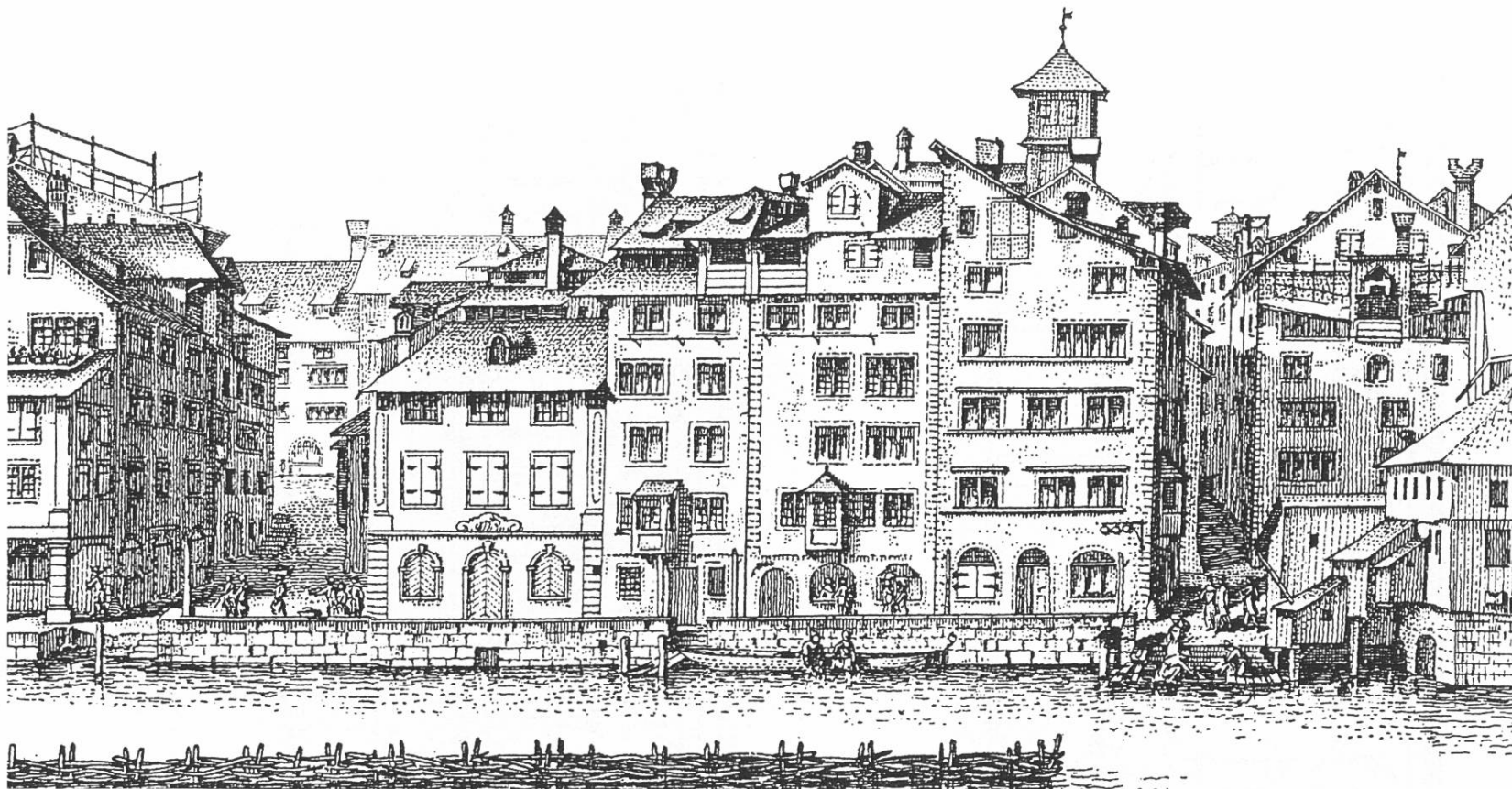
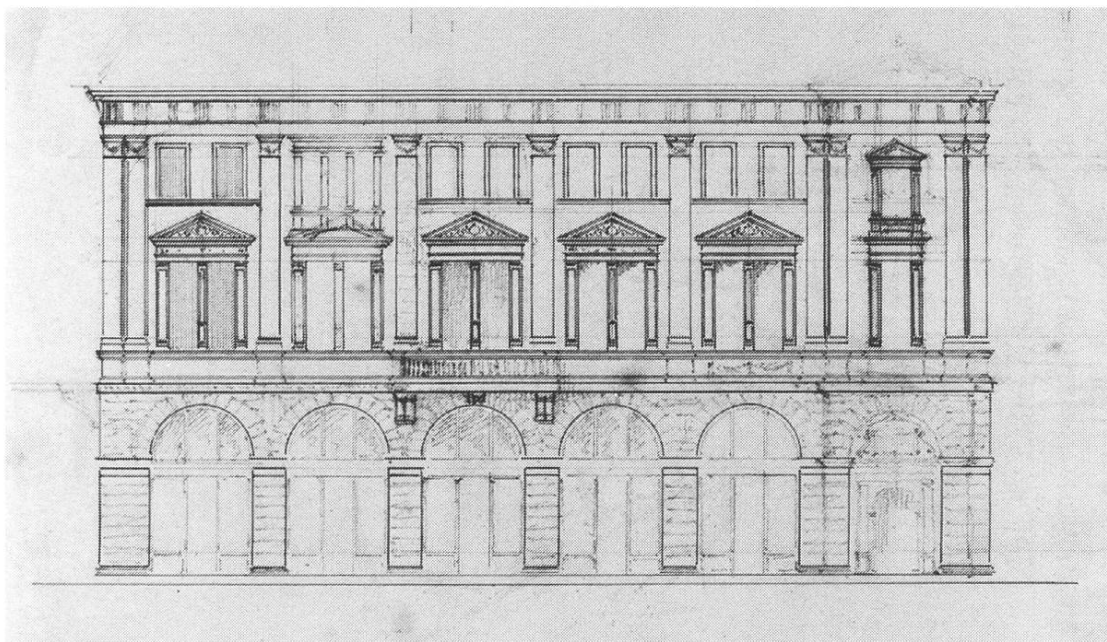
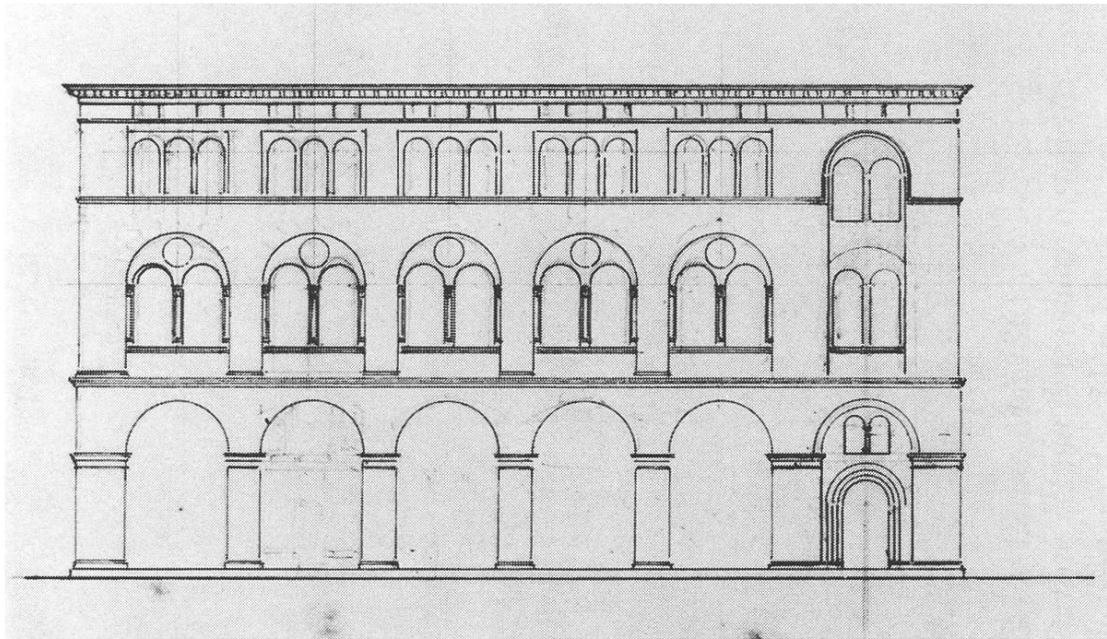


Abb. 1: Der Schneggen und seine Umgebung um 1775 (Johann Balthasar Bullinger);
 v.l. nach r.: das «Gewundene Schwerdt», die Stüssihofstatt, im Schatten der (später Lohbauersche) «Rote Kessel»;
 der Schneggen, zusammengebaut mit «Schweizerdegen», «Goldener Waag» und «Kefig», dahinter
 der Giebel der (nachmals Nägelischen) «Vorderen Waag»; die Esel- heute Metzgergasse, der «Schwarze Stern»
 und davor am Ufer die Anbauten des Schlachthauses.



*Abb. 2/3: Vorentwürfe von Georg Lasius für eine Fassade
in verschiedenen Stilarten, beide datiert 26. 6. 1862*

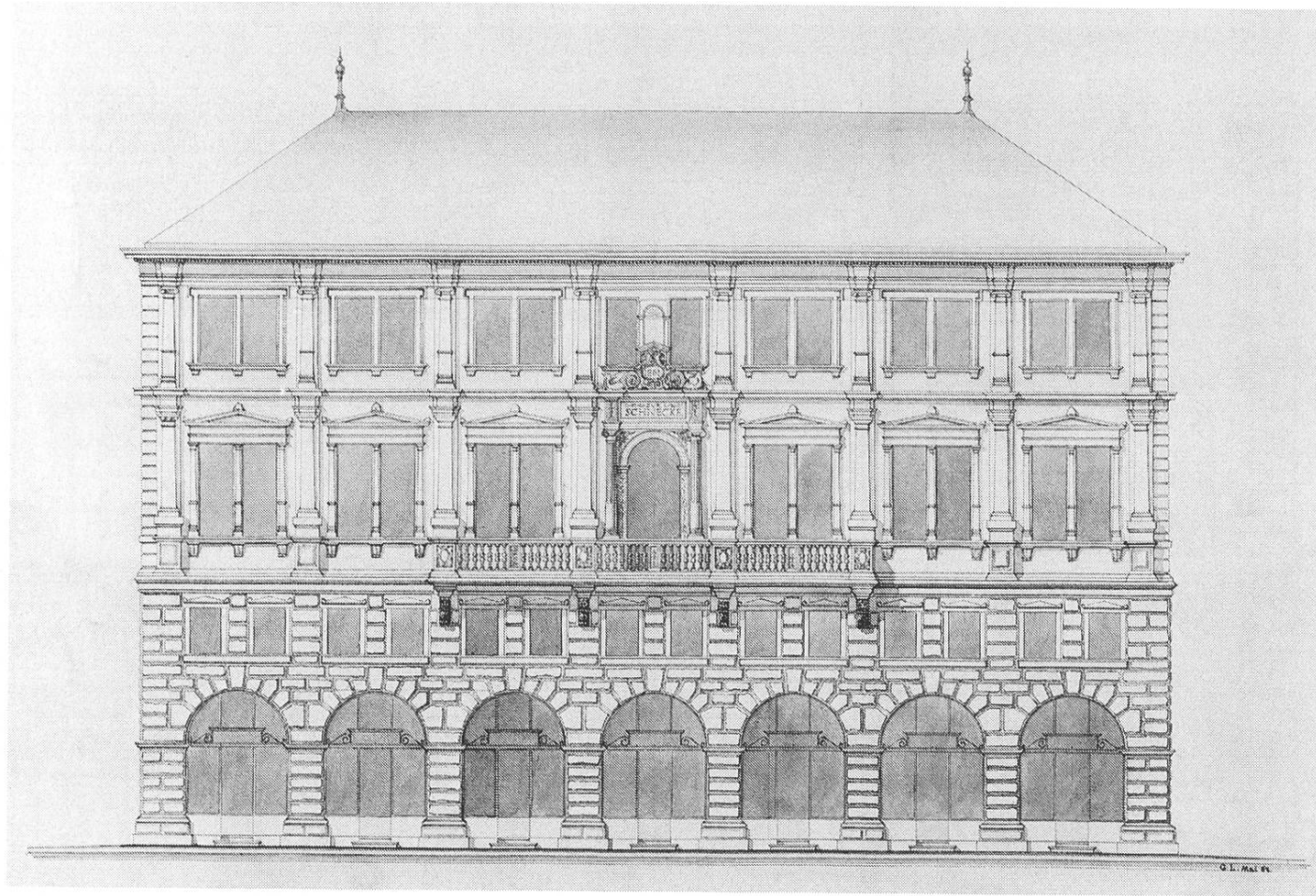


Abb. 4: Erster eigentlicher Fassadenentwurf von Georg Lasius, Mai 1863, der bereits die später verwendeten Elemente der Rundbogen im Parterre, des mit ihnen durch rustiziertes Mauerwerk zusammengehaltenen Mezzanin und den Mittelbalkon vor dem Hauptgeschoss zeigt.

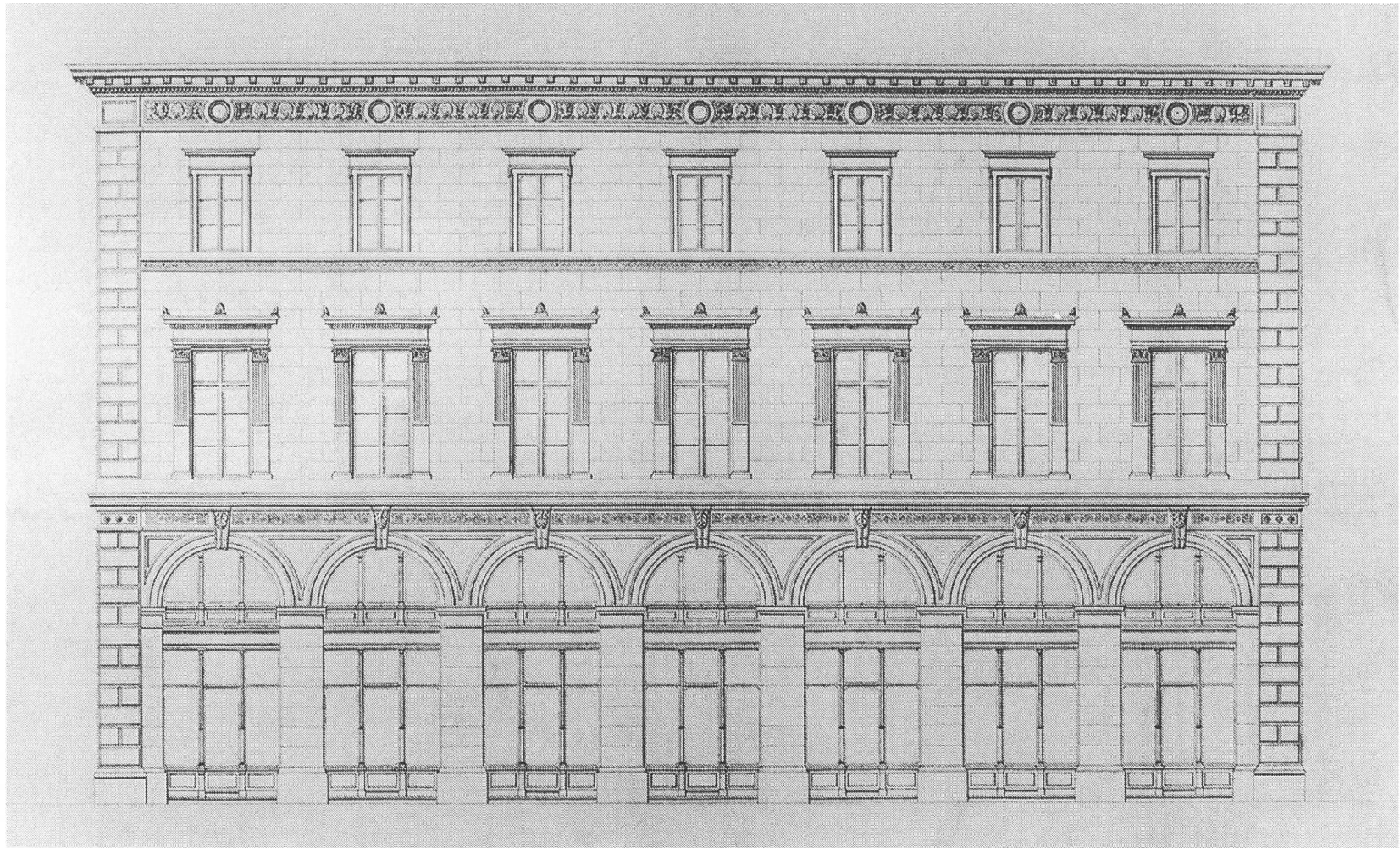


Abb. 5: Erster erhaltener Entwurf für die Fassade von Leonhard Zeugheer, 29. 6. 1863

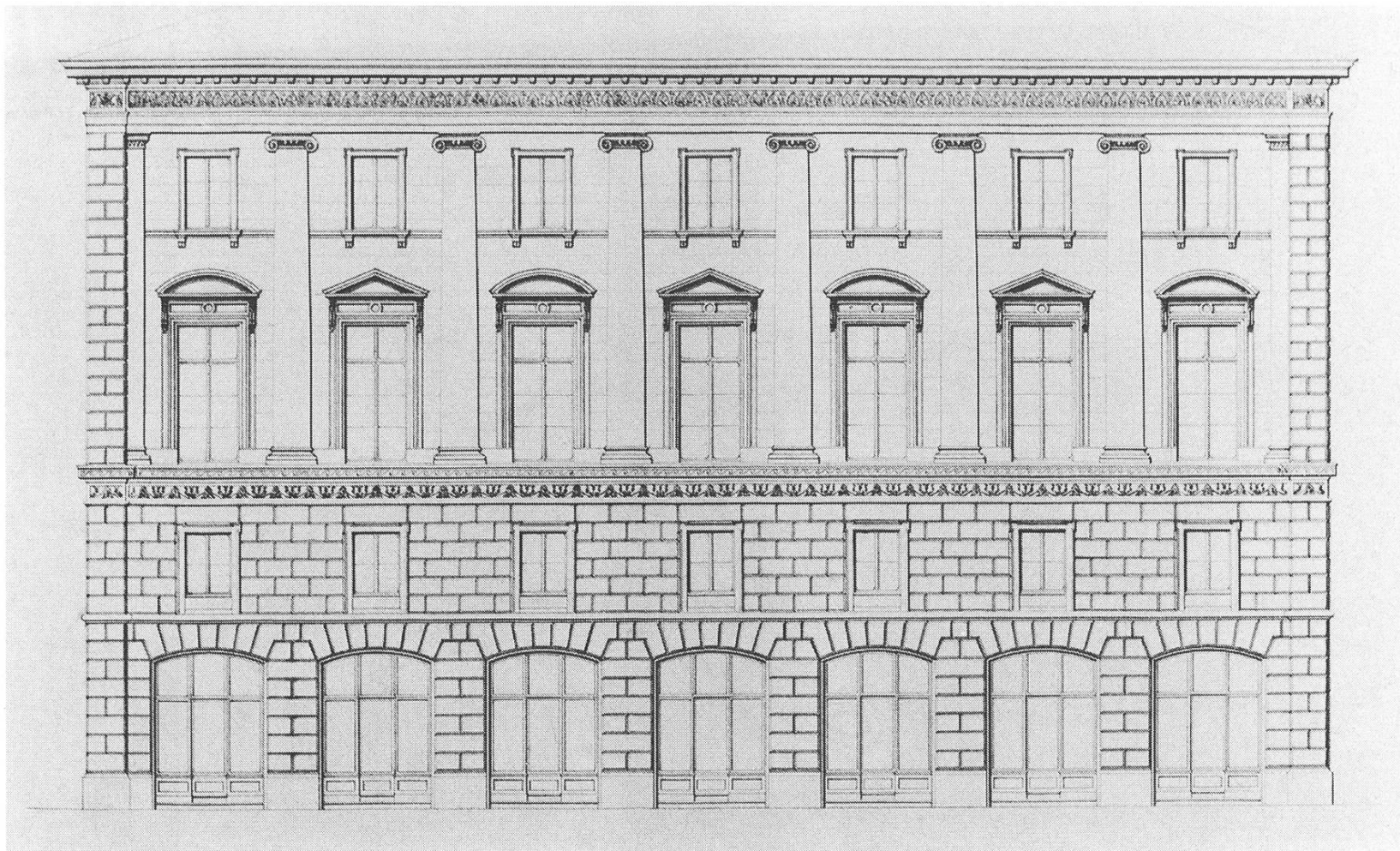


Abb. 6: Zweiter Entwurf von L. Zeugheer, Juni 1863,
 der an den Stichbogen im Parterre festhält und die Obergeschosse durch Pilaster zusammenhält.

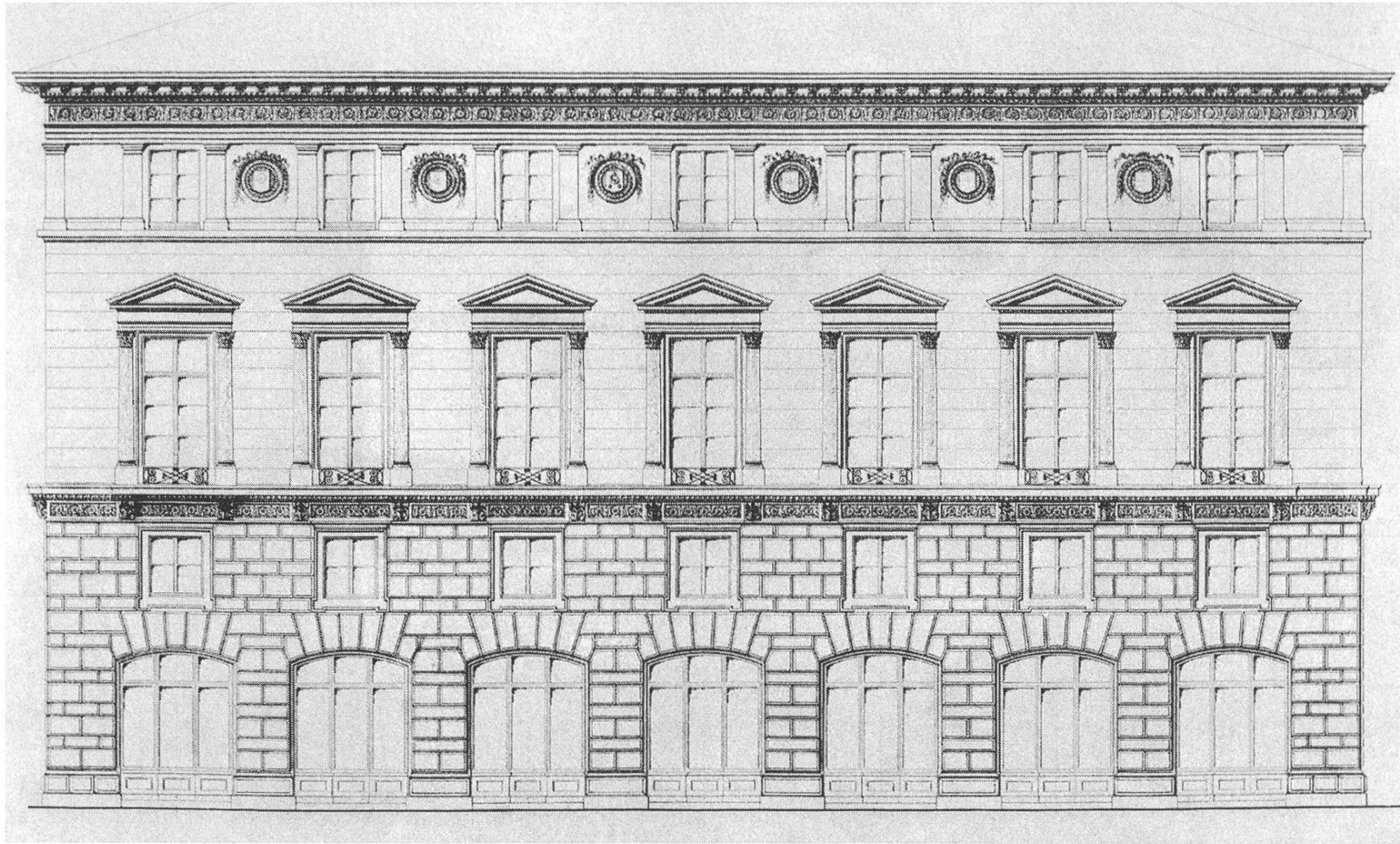
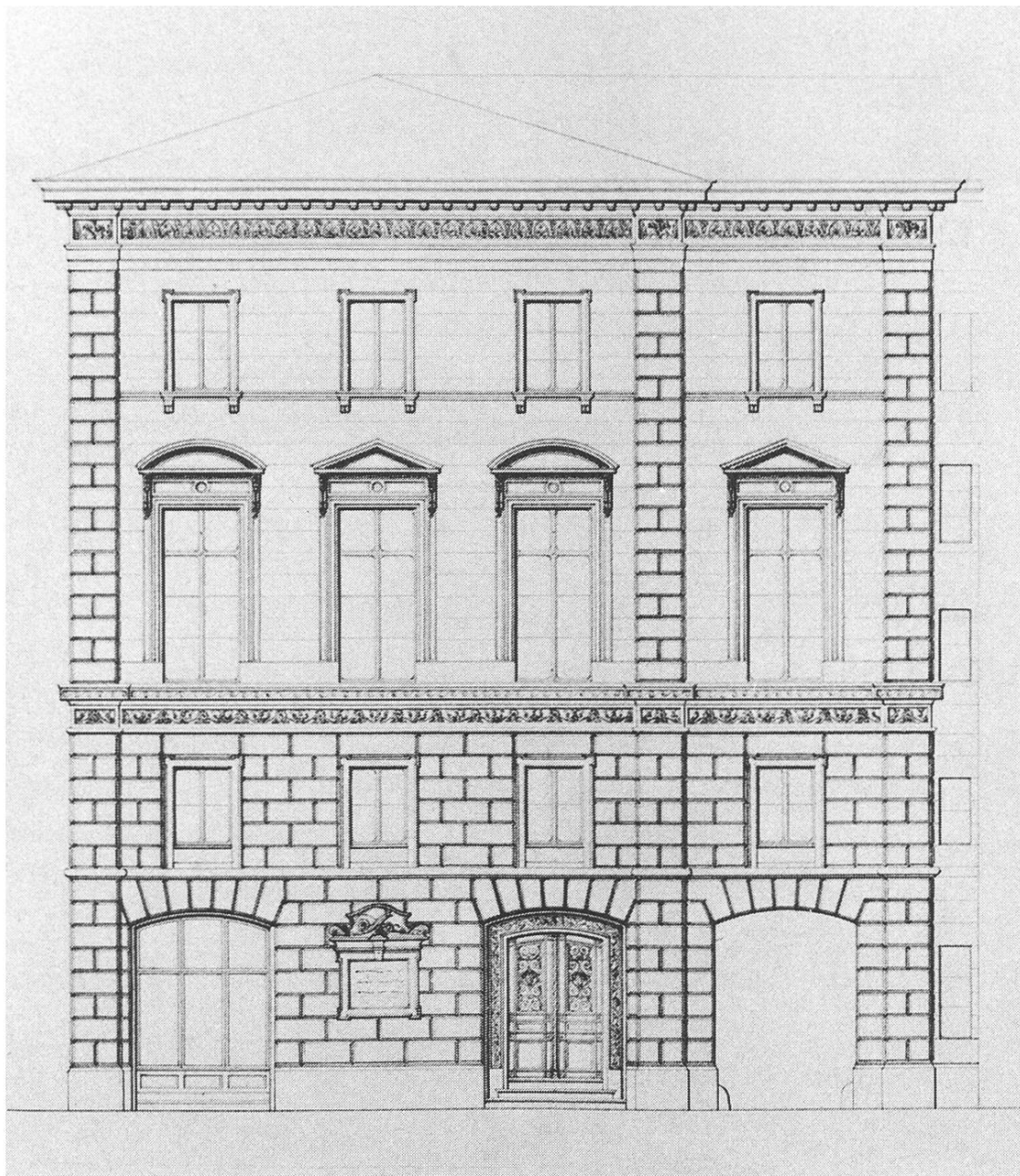


Abb. 7: Sogenanntes «Sechstes Projekt» von L. Zeugheer



*Abb. 8: Südliche Seitenfassade zum Projekt vom Juni 1863;
links von der Haustüre das «Hauszeichen» des Schneggen von 1750*

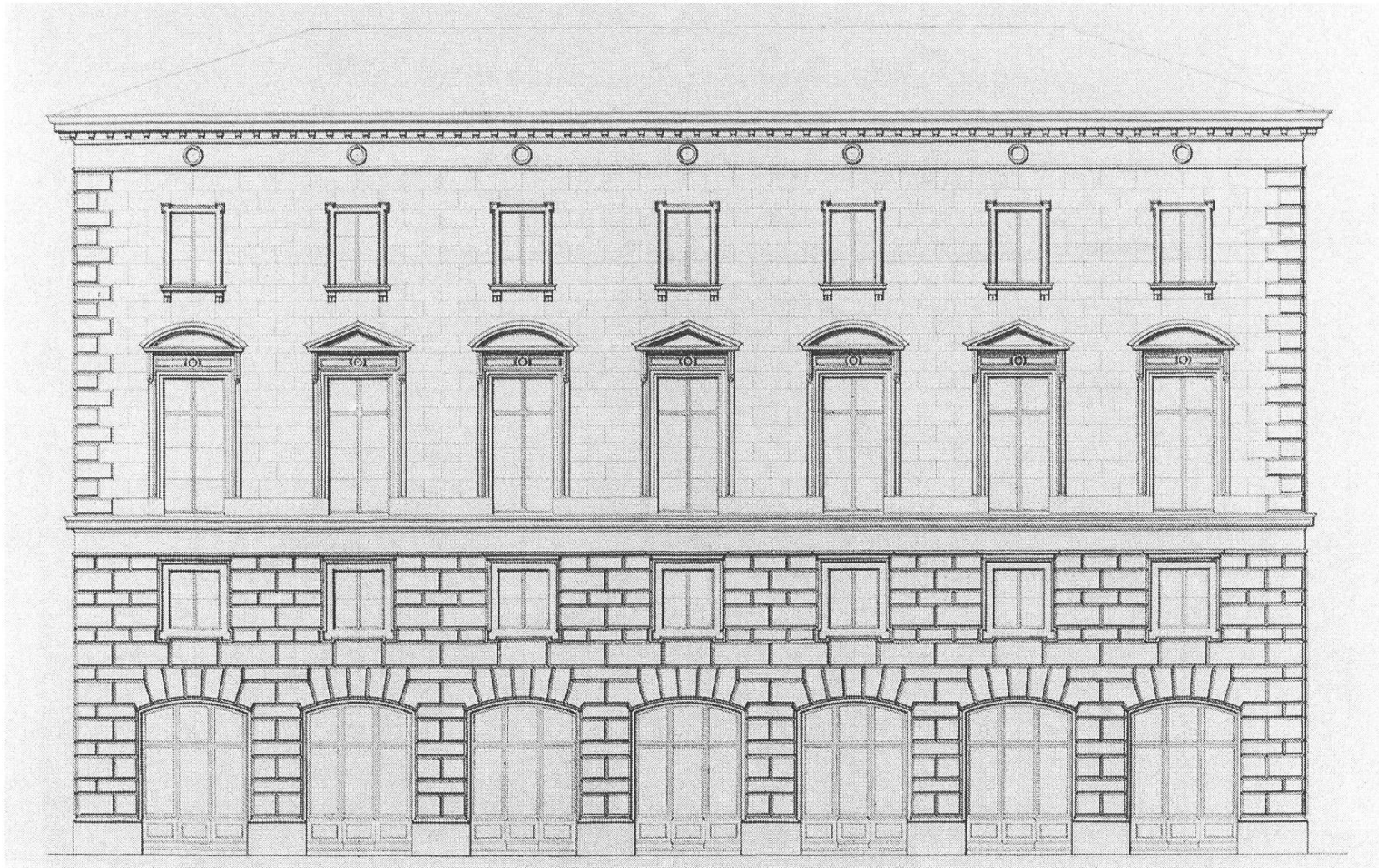


Abb. 9: Projekt von L. Zeugheer vom Juli 1863, wieder mit Stichbogen

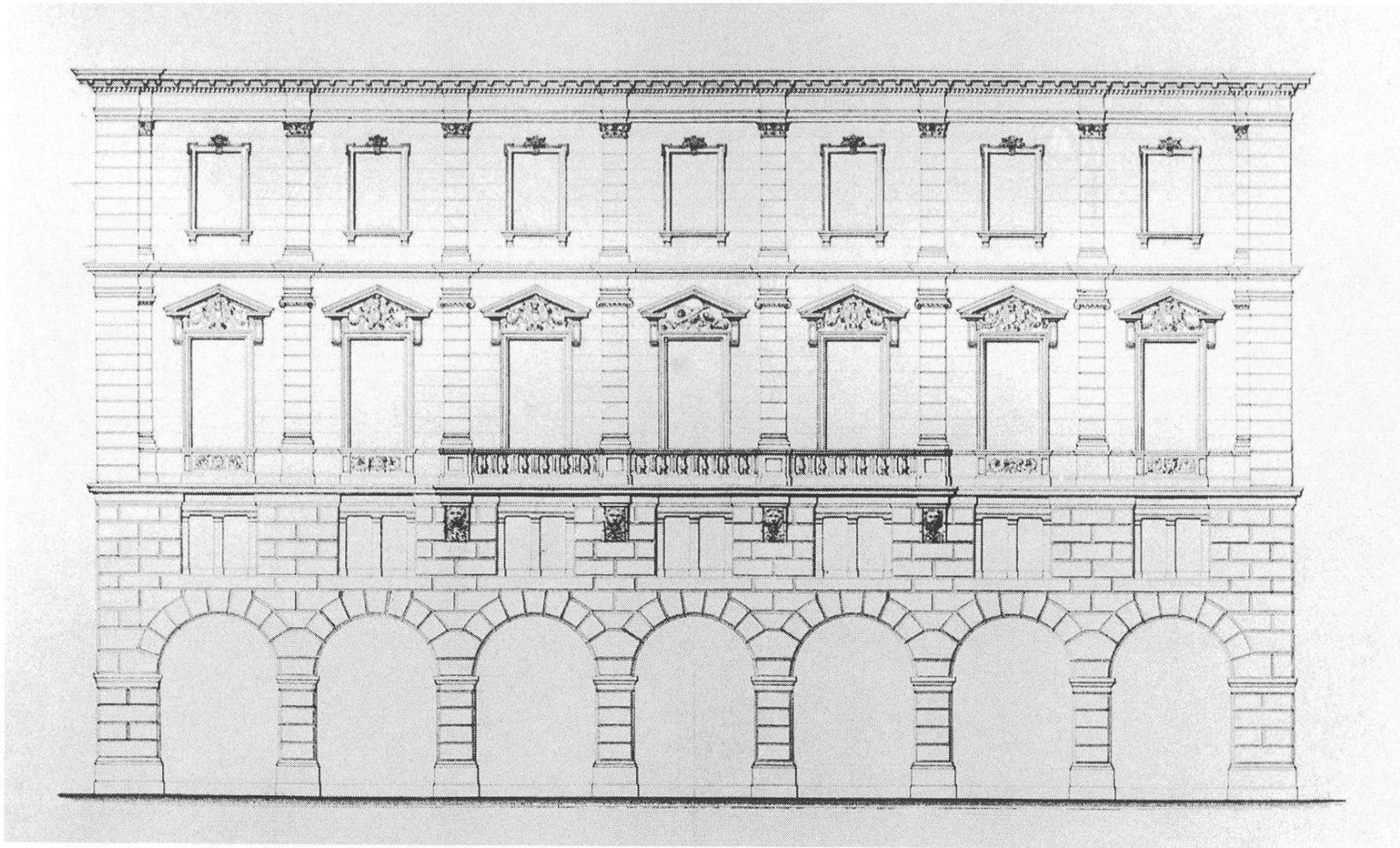


Abb. 10: Projekt von L. Zeugheer vom 17. 10. 1863 unter Benützung der Entwürfe von G. Lasius, u.a. Verwendung der Rundbogen und Übernahme des Balkons vor dem Hauptgeschoss

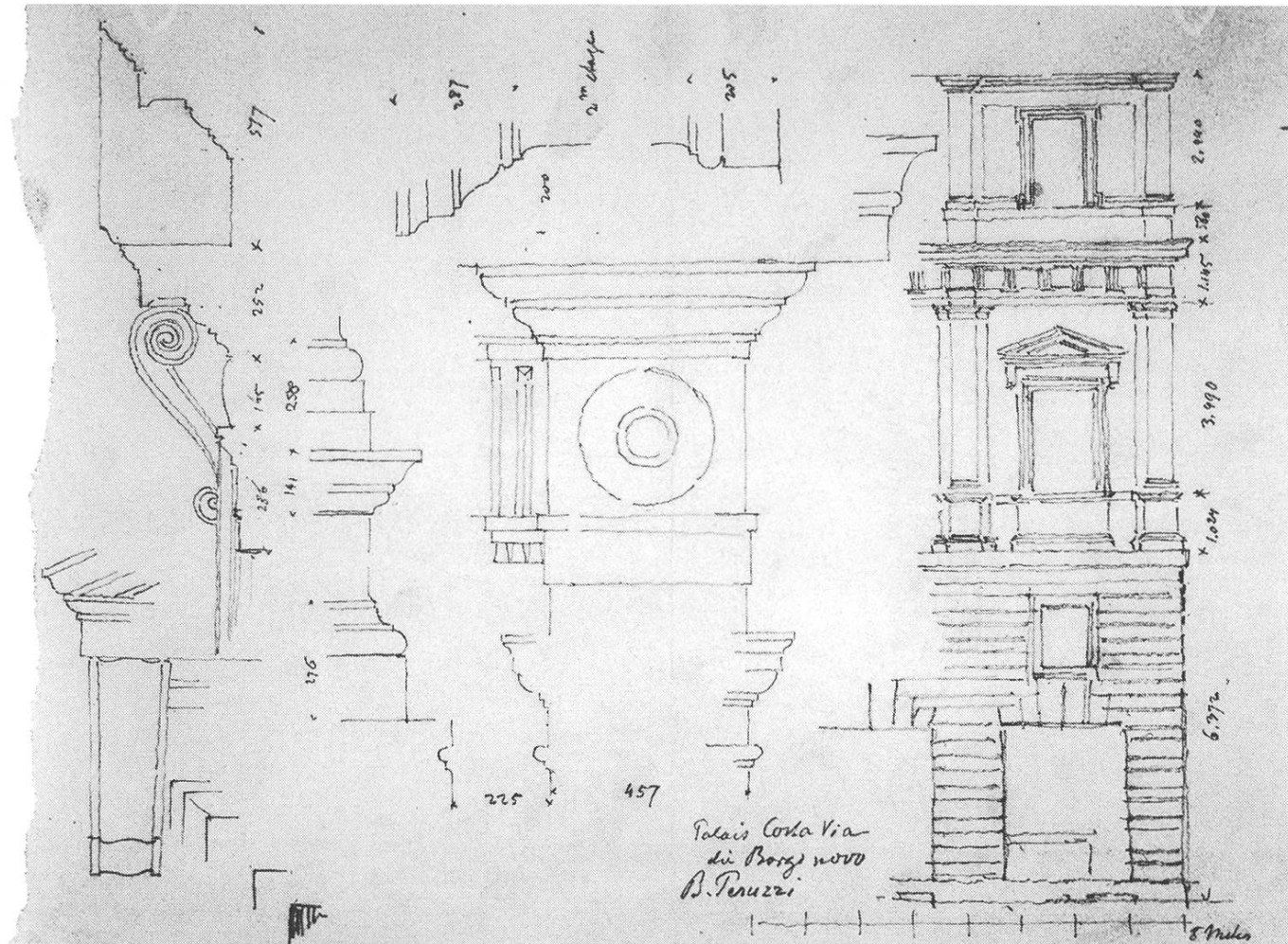


Abb. 11: Skizzenblatt von G. Lasius mit Details von Baldassare Peruzzis (1481-1536)
Palazzo Costa in Rom

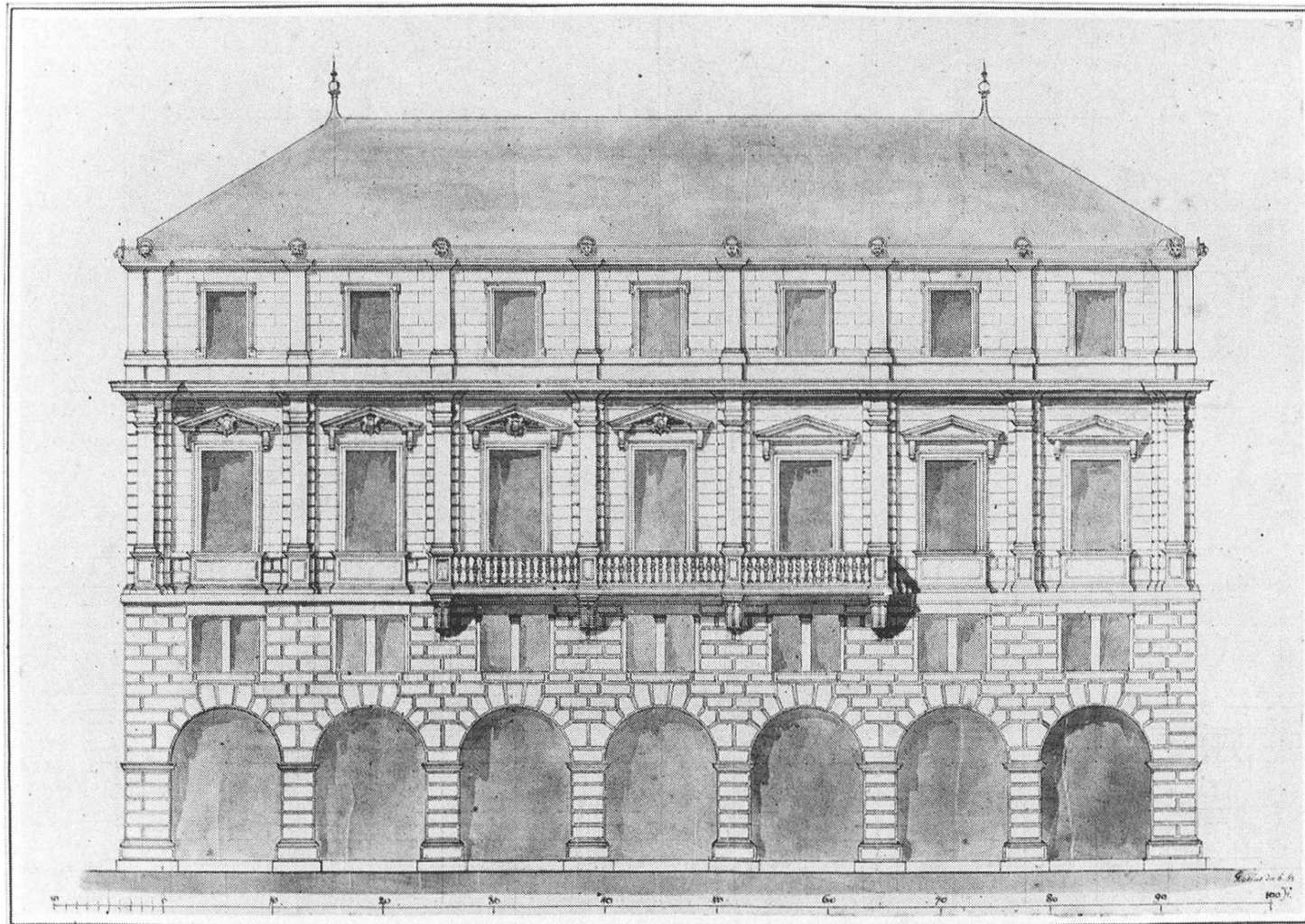


Abb. 12: Projekt von G. Lasius vom 6. 12. 1863 für den 3-geschossigen Bau

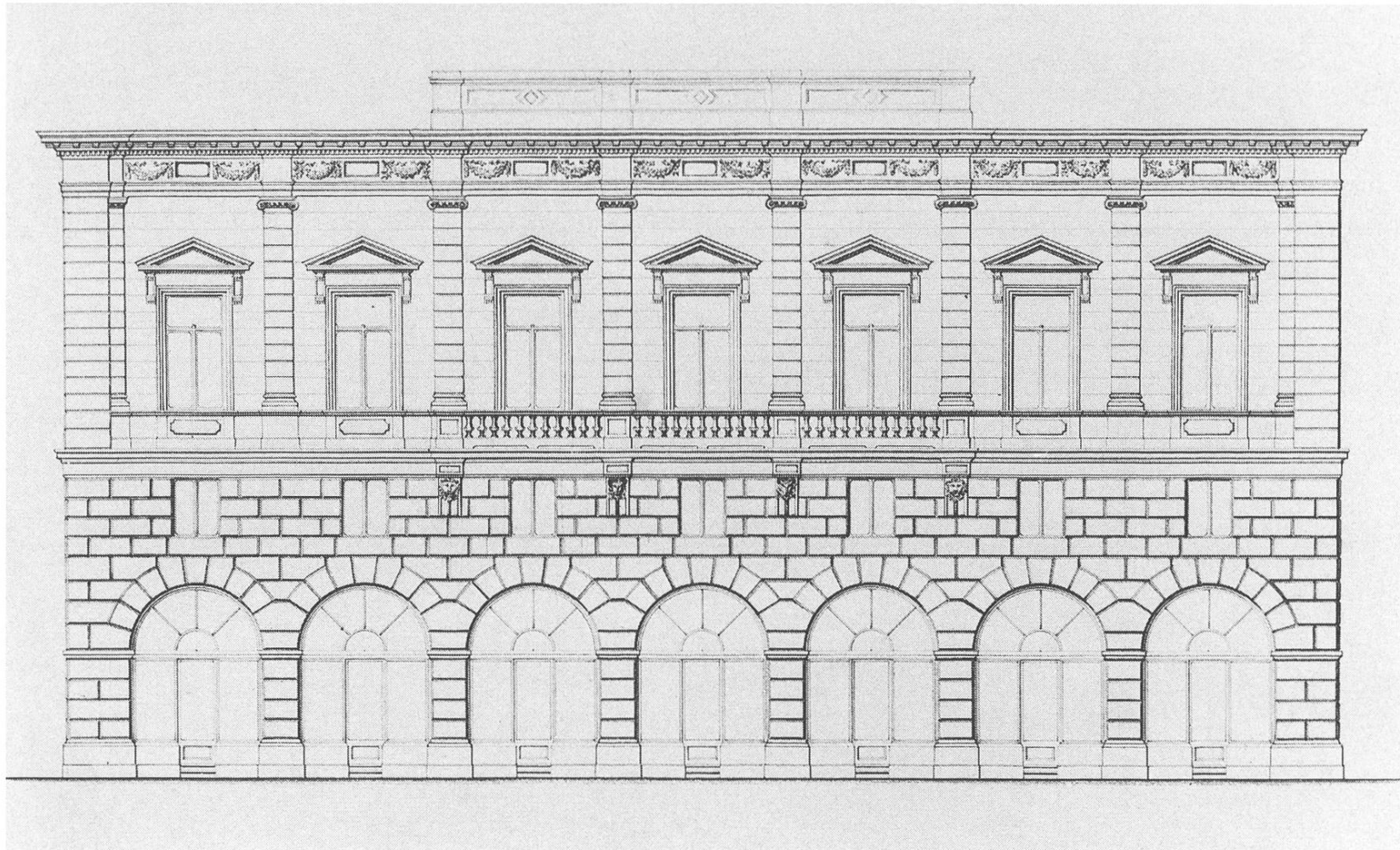


Abb. 13: Projekt Zeugheer für den reduzierten Bau, das Projekt von Lasius, Abbildung 12, vereinfachend, 16. 1. 1864

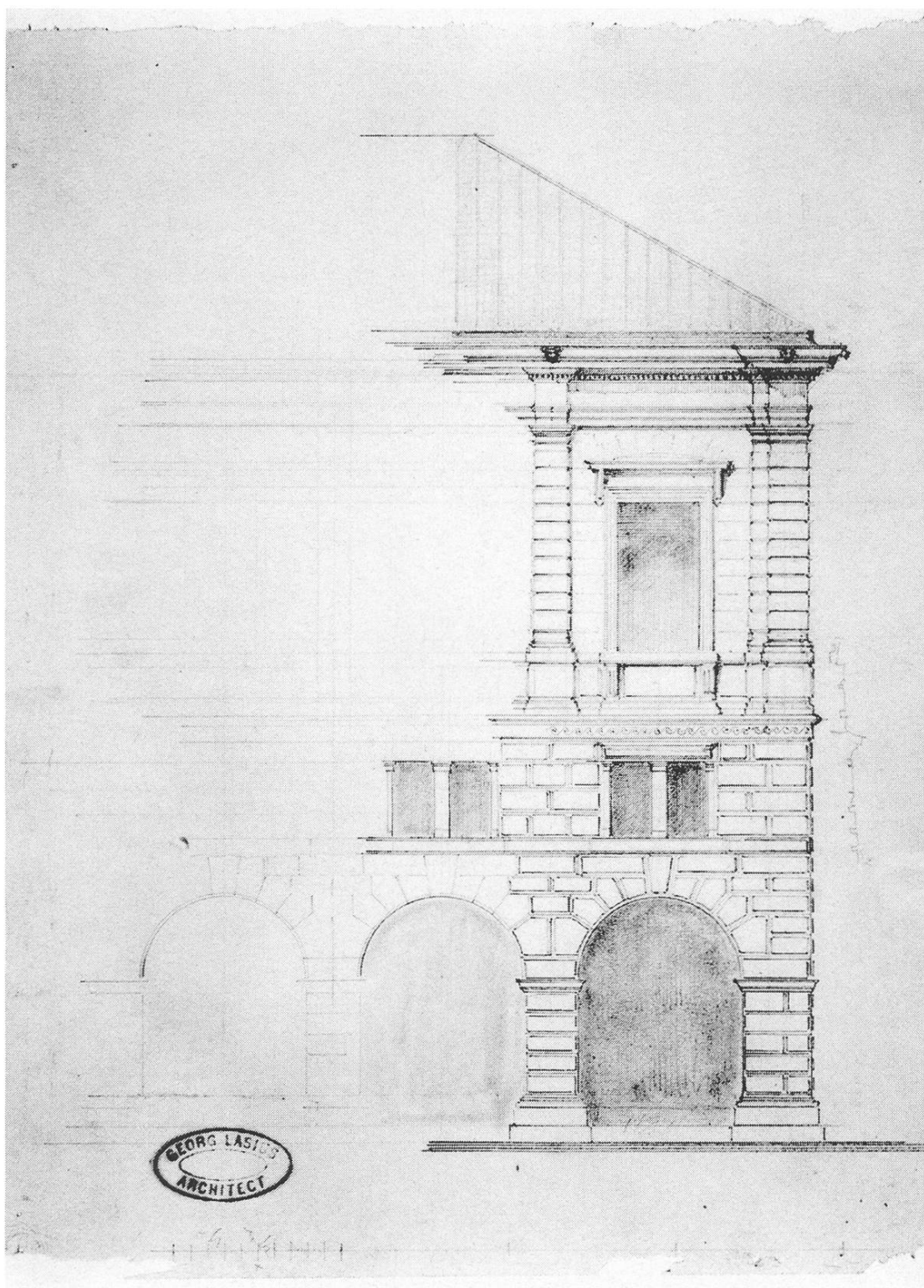


Abb. 14: Skizze von G. Lasius vom 16. 3. 1864 für die endgültige Gestaltung der Fassade des um ein Obergeschoss reduzierten Baues

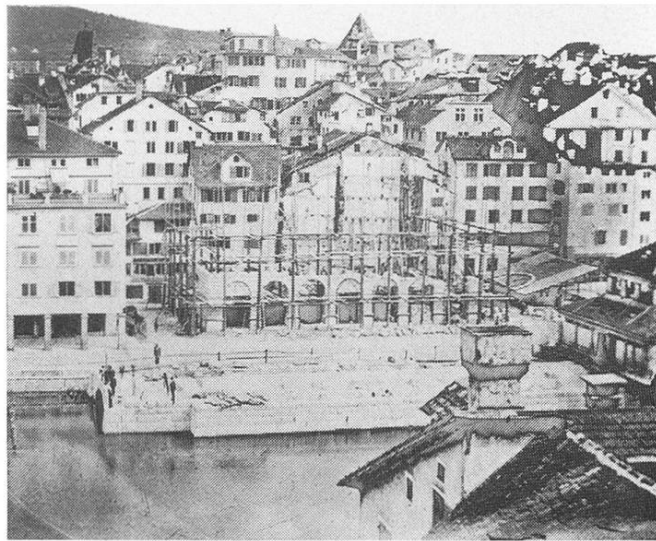


Abb. 15: Der Stand der Bauarbeiten anfangs Oktober 1864, hinter dem Neubau sind die Lohbauerschen Häuser «Roter Kessel» und «Schwarzer Hammer» (heute «Tübli») sichtbar und die Brandmauer nach dem Abbruch der «Hinteren Waag» und der «Vorderen Waag».



Abb. 16: November 1864, das Gerüst wird abgebaut; das Fundament für die neue Fleischhalle ist im Bau, das alte Schlachthaus ist noch nicht abgebrochen.



Abb. 17: Der im Rohbau vollendete Schneggen im Dezember 1864, rechts die Häuser «Schwarzer Stern» und «Schwendenkeller», vor ihnen der Bauplatz der Museumsgesellschaft und das alte Schlachthaus

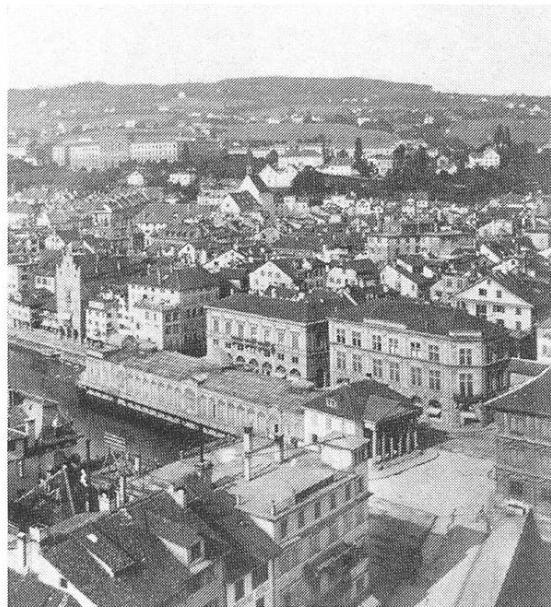


Abb. 18: Die drei Neubauten aus den 1860er Jahren am Quai, Fleischhalle, Museumsgesellschaft und Schneggen nach ihrer Vollendung

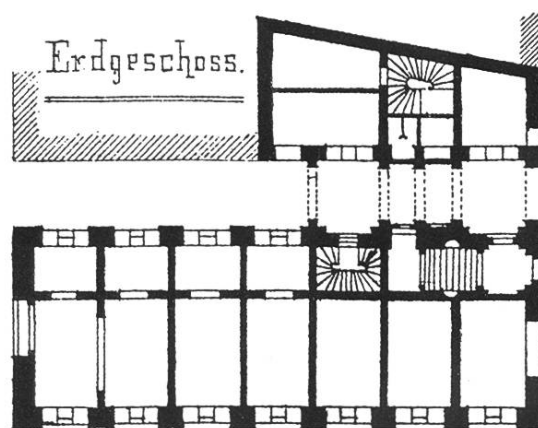
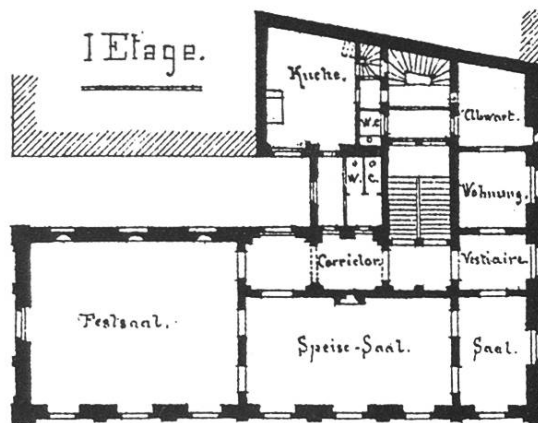
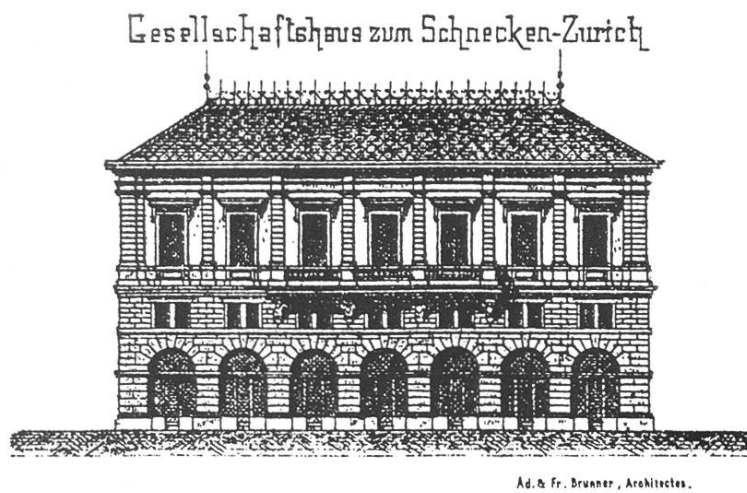


Photo-Lithographie v. Birfelder & Fehlbach in Bern

Abb. 19: Abbildung des Neubaus mit den Grundrissen in einer Publikation des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins zur 27. Jahresversammlung 1877

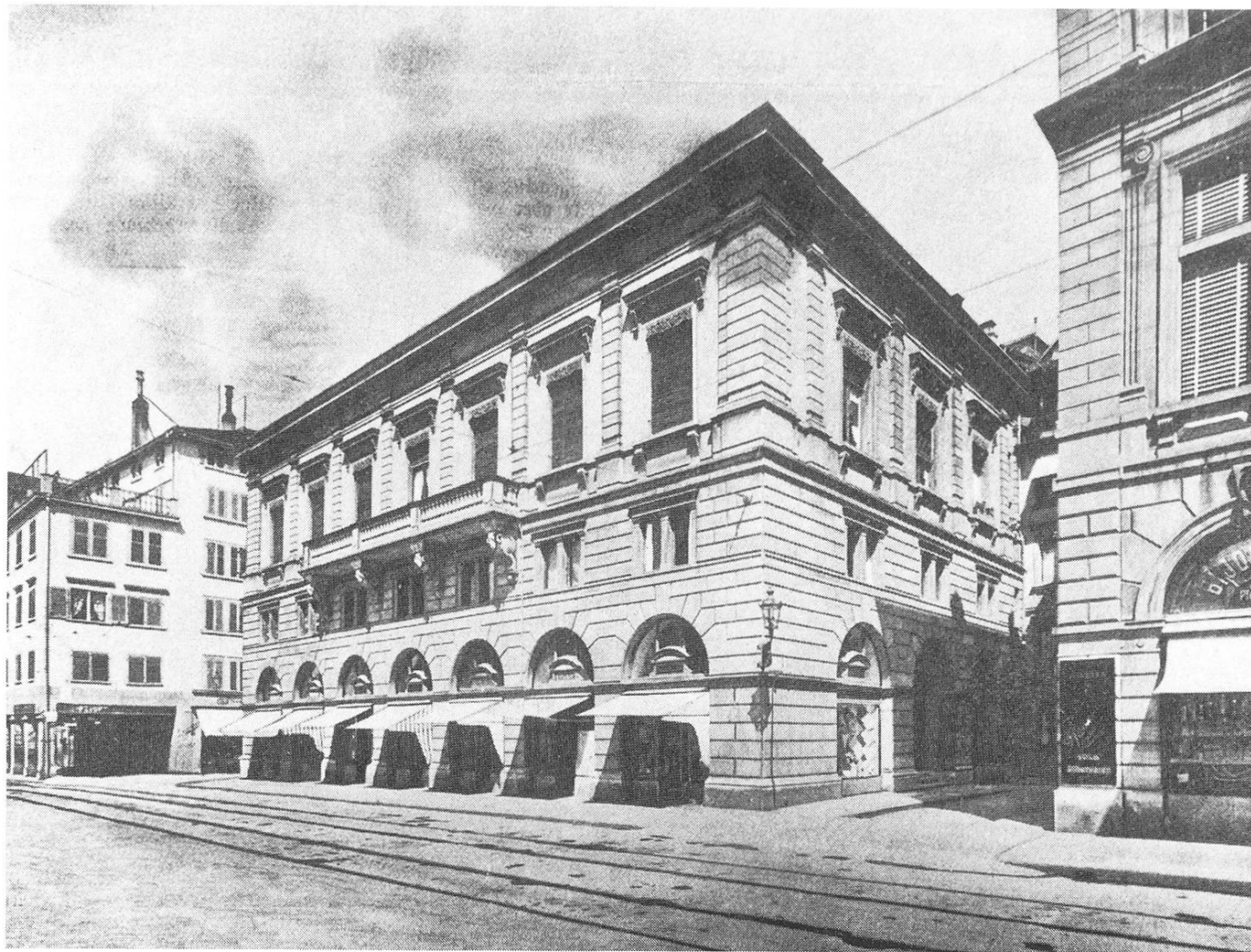


Abb. 20: Der Schlegel und seine Umgebung vor 1940



*Abb. 21: Nordecke des kleineren Saales; die Täferungen aus zürcherischen,
die Supraporten und Beleuchtungskörper aus Pariser Werkstätten*



*Abb. 22: Marmorkamin und Spiegel im kleineren Saal,
beides aus Pariser Werkstätten 1866*



Abb. 23: Die südliche Seite des grossen Saales; Spiegel, Konsole und Wandarme aus Pariser Werkstätten



*Abb. 24: Der zentrale Leuchter (Paris) des grossen Saales und dessen Stuckdecke
nach Entwürfen des Architekten Adolf Brunner (1865)*

